

lambda



Coming-out

IMPRESSUM

46. Jahrgang, 2. Nummer
Laufende Nummer: 195

Erscheinungsdatum: 31.05.2024

Herausgeberin, Medieninhaberin:
Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien

1. Lesben- und Schwulenverband Österreichs
(ZVR-Zahl 524 534 408)

Mitgliedsorganisation der International
Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex
Association (ILGA), der International Lesbian,
Gay, Bisexual, Transgender and Queer Youth
and Student Organisation (IGLYO) und der
European Pride Organisers Association
(EPOA)

Redakteur*innen dieses Heftes:

Christoph Aigner, Chiara Beier, Julia
Breitkopf, Peter Funk, Lisa Hermanns,
Christian Höller, Panda K., Carina Kapeller,
Birgit Leichsenring, Marlene, Günther
Menacher, Jo Obradovic, Simon Pfeifer,
Laura Reding, Michael Stromenger, Patricia
Stromitzki, Anette Stühmann, Mia Mara
Willuhn

Grafik Design:
Peter Medek

Illustrationen:
Ruby Morrissette @local_goblin

Besonderer Dank für die Verteilung an Zoltán
Török, Martina Schwarz

Chefredaktion:
Peter Funk (mit Sven Mostböck)

Lektorat:
Chrissy, Julian Johs, Karl Michael Lange,
Martina Schwarz

Hersteller:
Print Alliance HAV
Produktions GmbH
Druckhausstraße 1
2540 Bad Vöslau

Redaktionsanschrift:
HOSI Wien
Heumühlgasse 14/1
1040 Wien
Tel. (01) 216 66 04
lambda@hosiwien.at

BILDNACHWEISS

Cover: Credits: Jakob Koch
Seiten 4, 33: Peter Funk, Credits: Marie Dvorzak
Seite 11: Lisa Hermanns, Credits: Marie Dvorzak
Seite 13: Ehrung Dieter Schmutzer, Credits: Markus König
Seite 14: Befreiungsfeier, Credits: Jakob Koch
Seite 19: Günther Menacher, Credits: Jansenberger Fotografie
Seite 35: Simon Pfeifer, Credits: Nika Pfeifer
Seite 47: Vienna Pride, Credits: Martin Darling



Gugg

Das Community-Zentrum und
Café im queeren Herzen Wiens!

Di 19:00 Uhr **Offener Abend**

Mi 19:00 Uhr **LesBiFem-Abend**

Do 17:30 Uhr **Jugend-Abend**

Fr 19:00 Uhr **Bar-Abend**

Heumühlgasse 14, 1040 Wien www.hosiwien.at
[Instagram](https://www.instagram.com/hosiwien) [Facebook](https://www.facebook.com/hosiwien) [TikTok](https://www.tiktok.com/@hosiwien) @hosiwien

HOSI

KONTAKT

Abonnement: Jahresversandgebühr € 15,-

Bankverbindung: AT92 1400 0100 1014 3980
BAWAATWW (BAW AG-PSK)

Leser*innenbriefe und Beiträge sowie
Bestellungen früherer Ausgaben der
LAMBDA an lambda@hosiwien.at.

Erscheinungstermin der
nächsten Nummer: 06.09.2024

Offenlegung nach §25 Mediengesetz:
www.hosiwien.at/offenlegung-lambda

- INHALT -

Impressum.....2



Editorial

Vienna Pride 2024!4

Community & Politik



Coming-out.....5
 Jugendstil
Der Schreck des Coming-outs7
 Aus lesbischer Sicht
Dieser ganze Gender-Wahnsinn betrifft mich ja gar nicht9
 nicht-binäre Nachrichten
Come out in solidarity.....10
 Lesben*Rad
HOSI Wien im Frühling.....12

Coming-out



Leben mit HIV16
 Gesundheitskolumne
Umpolungstherapien - Rechtslage in Deutschland & Österreich...18
 Rechtskolumne
Schrödingers Queer20
Wenn Schwarz-Weiss gefleckte Kühe mit Glitzer in Berührung
kommen.....22
Coming-out in Filmen und Serien24
Vom queeren Aufwachsen am Land.....26
Die fünf W-Fragen28
Inviting-in.....30
Alles begann in Helgas Küche.....32
There's a new me coming out.....34
Queerfeindlichkeit in der Familie.....36
Stealth38

Kultur



Buchbesprechungen42
Die Berlinale 202444
EuroGames Vienna 202446
Vienna Pride 2024 Events.....47

Vienna Pride 2024!

■ Text von
Peter Funk

Das Pride Village ist zurück! Die liebgewonnene Zeltstadt mit Infoständen, Gastronomie und Unterhaltung wird dank des unermüdlichen Einsatzes von Aktivist*innen der HOSI Wien wieder ermöglicht. In Kombination mit dem vielfältigen Programm der Vienna Pride im Vorfeld und der wieder zu prä-pandemischem Glanz gewachsenen Regenbogenparade, könnte man nun sagen: Good ol' times are back!

Auf den ersten Blick stimmt das. Aber die Vorzeichen der heurigen Pride sind andere als noch 2019 beim letzten Pride Village zur EuroPride. In der Zwischenzeit ist der Anteil von queeren Menschen die homophobe Gewalt erfahren haben um fast die Hälfte gestiegen (auf 54%). Von Jahr zu Jahr werden mehr Regenbogenfahnen und andere Symbole unserer Bewegung vandalisiert. Ebenso häufen sich bei uns in der HOSI Berichte über Gewalt und Diskriminierung. Der gesellschaftliche Ton ist wieder rauer geworden, da können auch queere Netflix-Serien nur ein Trostpflaster sein.

Ein unübersehbares, buntes und vielbesuchtes Pride-Festival bringt der LGBTQ-Bewegung die wichtigste politische Währung: Aufmerksamkeit. Der Pride Monat erlaubt es uns Themen und Forderungen zu platzieren. Das ist heuer so wichtig wie selten, denn es stehen die Wahlen zum Nationalrat und zum Europäischen Parlament an.

Die Europawahl am 9. Juni wird darüber entscheiden welchen Weg das Europäische Parlament und damit die Europäische Union geht. Die Sanktionen gegen die LGBT-freien Zonen in vielen Gegenden Polens haben gezeigt, dass es nicht egal ist welche Richtung die Union einschlägt.

Die Nationalratswahl im Herbst wird darüber entscheiden ob unsere Anliegen im Nationalrat in den nächsten Jahren Gehör finden werden. Wichtige Forderungen wie das Konversionsverbot, Diskriminierungsschutz, freie Personenstandswahl oder inklusive Schulen werden mit einer Regierungsbeteiligung der FPÖ nicht möglich sein und auch mit einer starken ÖVP sehr schwer.

Für beide Wahlen gilt: Die FPÖ ist brandgefährlich für die LGBTQ-Community in Österreich und Europa. Funktionär*innen dieser Partei hetzen bei jeder Gelegenheit gegen uns. Einer der Höhepunkte war die Farce um Dragqueen-Kinderbuchlesungen 2023 in der die FPÖ und eine trittbrettfahrende ÖVP einen eigenen Sonderlandtag einberufen haben, um vor allem gegen transgeschlechtliche Menschen zu hetzen. Erst Anfang Mai hat der Manfred Haimbuchner, seines Zeichens stellvertretender Landeshauptmann und stellvertretender Bundesparteiobmann der FPÖ, in einem oberösterreichischen Bierzelt gemeint die LGBTQ-Gemeinschaft würde „nichts leisten“. Solches Gedankengut darf sich nicht in unseren Parlamenten verbreiten. Zwei Dinge würden helfen: Wir müssen einerseits wieder mehr zusammenrücken und mit klarem Blick gegen jene vorgehen die uns bedrohen. Wenn wir uns spalten lassen, können wir keine Kraft entfalten. Andererseits ist eine hohe LGBTQ-Wahlbeteiligung genauso entscheidend wie, dass LGBTQ-Themen auch als wahlentscheidend empfunden werden. Lasst euch also von der Regenbogenparade inspirieren, denn direkt am nächsten Tag findet die Europawahl statt. Zeigen wir den rechten Parteien, dass wir sehr wohl etwas leisten können: Ihnen eine krachende Wahlniederlage beibringen zum Beispiel. In diesem Sinne wünsche ich eine wunderschöne, inspirierende und vor allem politische Vienna Pride 2024.



Peter Funk

Arbeitsgruppe
Internationales
HOSI Wien



www.schalkpichler.at

Jugendstil

Coming-out

Der ultimative, unernste Guide für junge Queers und alle, die es werden wollen

■ Text von
Jo Obradovic

Die Idee, dass ein Coming-out in neuerer Zeit ein überholtes Konzept sei, ist nun schon etwas älter. Was für junge Menschen noch einen großen Schritt am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts dargestellt hat, ist in neuerer Zeit der Debatte unterzogen, ob es denn überhaupt nötig – gar sinnvoll – sei, sich zu outen. Lässt man konservative Haushalte und weniger liberale Umfeldler außen vor, so gehen die meisten schon gar nicht mehr von einer Heteronorm aus – zumindest im besten Fall und in progressiven Sitcoms der 2020er.

Aber beachtet; wenn wir es unserem cis-hetero Umkreis nicht sagen, woher sollen sie es dann wissen?! Einfach annehmen darf man es nicht mehr und alle haben ja wohl ein Recht darauf, eine genau Auflistung an Identitätsbeschreibungen und Labels zu bekommen. Woher sollen sie sonst wissen, in welche Schublade sie dich zu stecken haben – die natürlich nur die für dein Geschlecht und deine Sexualität passenden Stereotype enthält!

In vier einfachen Schritten wird dir in unserem absolut unernsten und ironischen Guide erklärt, wie man sich am besten outet. Die folgenden Schritte sind der ideale Weg und bedürfen keiner Anpassung für verschiedene Lebenssituationen. Du bist nicht allein!

Schritt 1: Werde dir rechtzeitig und abschließend klar darüber, WER du bist! Junge Menschen sollten spätestens mit dem abrupten Ende der Pubertät am 18. Geburtstag über ihre Geschlechtsidentität und Sexualität Bescheid wissen. Da es sich dabei um einen linearen Prozess handelt (hetero ▶ homo, cis ▶ trans), gibt es auch danach kein Zurück mehr für euch, also überlegt es euch gut. Nichts ist unangenehmer, als sich nochmal zu outen, es wird euch quasi keiner mehr glauben. Überhaupt solltest du dich auch nicht andauernd in den Mittelpunkt drängen; erst ein Outing als lesbisch und dann noch ein Outing als trans? Wer bist du, Elliot Page?

Schritt 2: Wähle einen guten Zeitpunkt für dein Outing, mit der Frage nach dem WANN lässt sich schon viel klären. Am besten gibst du den Menschen, die dir am nächsten sind, genug Zeit, alles zu verarbeiten. Man muss verstehen, dass deine Präferenzen und Pronomen einen sehr großen Einfluss auf ihr Leben haben. Klar, du hast dich gefragt, ob die Menschen, die dir am nächsten sind, dich immer noch lieben werden, wenn du offen mit ihnen bist, aber man muss ja auch verstehen, wie anders die Welt jetzt für sie ist nach deinem Outing. Also gib ihnen Zeit, damit klarzukommen; am besten zu Beginn einer langen Autofahrt in den Familienurlaub oder an Heiligabend. So bleibt euch genug Zeit, alles genau ausdiskutieren und euch in Ruhe Gedanken zu machen.

Schritt 3: WEM gegenüber outest du dich? Am besten so vielen Leuten wie möglich. Der Fußballverein soll wissen, dass sich ein Schwuler mit ihnen in der Umkleide befindet. Der Postbote muss wissen, ob du Frau oder Herr Mayer bist. Der Kassierer im Spar sollte wissen, dass du den Rotwein für dich und deine lesbische Freundin kaufst, als Lesbe. Es gibt niemanden, den es nichts angeht.

Schritt 4: Nachdem der große Tag gekommen ist, WO gehst du danach hin? Du magst vielleicht versucht sein, dein neues Leben in einer queeren Community zu feiern, in einer Gay Bar oder auf der nächsten örtlichen Pride Parade. Aber bedenke: Du bist völlig normal. Queersein ist das Normalste auf der Welt und spätestens seit Ellen auch ein bisschen langweilig. Entsprechend solltest du nicht in die Falle geraten, dich und deine eigene Queerness zu entnormalisieren. Geh in eine normale Bar, geh auf eine normale Parade (Karneval z.B.). Du solltest möglichst nichts tun, was dich von ganz allein ausgrenzt. Denk doch an alle die, die vor uns dafür gekämpft haben, dass wir endlich als normal angesehen werden – wir dürfen ja sogar schon heiraten, ganz normal. Falls du dich jetzt schon in Regenbogenoutfit eingekleidet haben solltest, dann keine Sorge – die sind auch bei ganz normalen Events gern gesehen, geh damit einfach in ein Beisl oder ins Stadion; es ist ja wieder EM oder WM oder so.

Jetzt sollte dein Coming-out abgeschlossen sein, außer es ist halt doch nur eine Phase. Viel Erfolg auf einem queeren Lebensweg. Love is Love.



Jo Obradovic

Jugendarbeiter
Queer Youth Vienna
QYVIE
HOSI Wien

**WÄHL
EUROPA
AM 9.6.**

**GEMEINSAM FÜR
DIE UMWELT.
GEMEINSAM FÜR
VIELFALT.**

**LENA
SCHILLING**
Spitzenkandidatin
EU Wahl

DIE GRÜNEN
ANDERSUM

**DAVID
STÖGMÜLLER**
Abgeordneter zum NR
Sprecher für LGBTIQ*

Aus lesbischer Sicht

Der Schreck des Coming-outs

■ Text von
Patricia Stromitzki

Der Puls steigt. Die Handflächen fühlen sich schwitzig an. Die Anspannung kriecht den Rücken rauf. Die Umgebung fühlt sich plötzlich ein wenig zurückgesetzt an, das Gefühl im Scheinwerferlicht zu stehen. Der Schreck im Magen, das Ein- und Ausatmen bewusst spüren. Den Herzschlag in der Brust plötzlich überdeutlich wahrnehmen. Die Frage – hab ich das jetzt grad wirklich gesagt? Jetzt ist es raus.

So erinnere ich mich an mein äußeres Coming-out. Und genau so, wenn auch etwas abgeschwächerter, empfinde ich es noch heute, wenn ich mich vor jemandem oute und die Person kennt mich noch nicht besonders gut. Abhängig ist die Intensität davon, ob ich mein Gegenüber als tolerant oder nicht einschätze.

Das diesmalige Schwerpunkt-Thema der LAMBDA finden wir immer wieder am LesBiFem-Abend. Menschen in den unterschiedlichsten Phasen dieses Prozesses kommen zu uns, tauschen sich darüber aus und holen sich Unterstützung, die ganz unterschiedlich aussehen kann. Nicht selten fällt beim Austausch die Frage – seit wann bist du geoutet? Aus einer bestimmten Perspektive kann man ein Coming-out wohl als abgeschlossen betrachten. Es wird unterschieden in inneres und äußeres Coming-out, wobei das innere meint, dass man sich selbst über die eigene Sexualität und/oder Identität klar wird. Das äußere bezieht sich auf das eigene Coming-out vor anderen Menschen, wenn man mit ihnen darüber spricht, dass man nicht in das heteronormative, cisgeschlechtliche und binäre Denkschemata vieler Menschen passt. Also könnte man meinen, dass aus der Perspektive des ersten Coming-outs ein Abschluss erreicht werden kann. Vergeht dann jedoch Zeit – Monate, Jahre – dann erschließt sich für manche eine andere Perspektive. Der Prozess findet Wiederholungen. Vielleicht ändert sich etwas in der Geschlechtsidentität oder der eigenen Sexualität.

Vielleicht bleibt es auch unverändert, aber es werden neue Menschen kennengelernt. Und dann kann es diesen Moment geben des Innehaltens und Überlegens – sage ich etwas?

Und auch 15 Jahre nach der ersten Coming-out-Situation kann der Schreck in die Glieder fahren und die Angespanntheit den Rücken hinauf kriechen. Ob es vor neuen Arbeitskolleg*innen ist, vor Kommiliton*innen oder neuen potenziellen Freund*innen. Da lässt es sich wohl unterscheiden – sind es Menschen, die uns wichtig sind? Oder rechnen wir mit einer gewissen Reaktion und wollen etwas im Vorfeld klarstellen? Manchmal kann es sich auch um eine solidarische Bekundung handeln, wenn jemand anderes Support braucht. Es gibt so viele Gründe für ein Coming-out und so viele Situationen, in denen wir uns die Frage stellen können, ob wir unserem Gegenüber jetzt etwas so Intimes mitteilen wollen.

Aber abgesehen von dem äußeren Coming-out kann sich auch im Inneren viel bewegen. Durch viele Punkte, wie zum Beispiel Anstöße von außen, Veränderungen im eigenen Leben oder das Kennenlernen neuer Menschen, kann sich die eigene Identität und Sexualität verändern. Das kann viel Sicherheit geben, versuchen Menschen sich doch oft anzupassen und können sich so bewusst sein, dass solche Veränderungen passieren dürfen und es vielen so geht, dass Veränderungen immer wieder aufkommen. Der Austausch in Safer Spaces wie dem Gugg kann dazu beitragen, sich selbst solche Veränderungen zu erlauben. Er unterstützt aber auch im Prozess, wenn verschiedenste Probleme während des Coming-outs aufkommen können. Das kann von ungunstigen Reaktionen des Umfelds über Probleme am Arbeitsplatz bis hin zu eigenen Unsicherheiten reichen. Auch im Umgang mit der Situation selbst kann dieser Austausch helfen, um im Nachhinein aufzufangen oder im Vorfeld vorzubereiten.



Patricia Stromitzki

LesBiFem-Team
HOSI Wien



„United in Diversity ist nicht nur das Motto der Europäischen Union - es ist auch was wir Sozialdemokrat_innen im EU-Parlament täglich einfordern. Erstmals mit einer LGBTIQ-Gleichstellungsstrategie!“

EVELYN REGNER

Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments,
Gewerkschafterin, Feministin & Sozialdemokratin

nicht-binäre Nachrichten

Dieser ganze Gender-Wahnsinn betrifft mich ja gar nicht

■ Text von Panda K.

So oft habe ich das gehört oder mitbekommen, dass Personen gar nicht auffällt, wie die binäre Spaltung der Gesellschaft uns allen schadet. Dieses Unwissen ist ein Zeichen eines gewissen Privilegs, denn es betrifft viel mehr Personen als man denken würde, vor allem auch cisgender Personen. Natürlich reicht es schon aus, dass diese Transphobie trans* Personen betrifft, dass es einem wichtig sein sollte. Ich möchte aber einmal beleuchten, warum die resultierende Transphobie jeden betrifft, trans* oder nicht trans*.

Die binäre Spaltung ist in allen Teilen der Gesellschaft verwurzelt und tief in uns verankert. Gegenderte Toiletten und die Debatte um das Gendern der Sprache sind nur der Anfang. Pink Tax ist auch nur eine Folge dieser binären Spaltung. Warum müssen Frauen für dieselben Produkte mehr zahlen als Männer? Richtig, systematische Diskriminierung, die mit der binären Spaltung der Gesellschaft zu tun hat. Diskriminierung eines Geschlechts wäre ja grundsätzlich kein Thema, wenn wir alle gleich behandelt und nur als Menschen gesehen würden, logisch. Ich hatte letztes ein sehr interessantes

Gespräch mit meinem Taufpaten, ein cisgender heterosexueller weißer Mann, der komplett überrascht war herauszufinden, wie tiefgreifend diese Spaltung überhaupt ist. Nicht nur jede Toilette, jede Umkleide und jedes Produkt ist gegendert, sondern auch alle Berufsfelder, Absurditäten wie Instrumente, und sogar wie wir andere Menschen einordnen. Ich habe als nicht-binäre Person eine gewisse Sensibilität für diese binäre Einordnung entwickelt, die mir, dadurch dass ich sie dauernd wahrnehme, ein konstantes Gefühl des Unwohlseins und Unbehagens gibt. In trans* spezifischen Kreisen ist dies größtenteils besser, jedoch ist es aber auch noch sehr tief in uns verankert und leider noch immer sehr oft spürbar. Ein großes Thema, was sich durch mein Outing und meiner Entscheidung eine hormonelle Behandlung zu starten, gebildet hat, ist die Thematik von „nie männlich oder weiblich genug sein“. Jedes Merkmal, jede Verhaltensweise von mir wird sofort binär eingeteilt, auch wenn es gar keinen Sinn ergibt. Diese Realisation hat mich komplett aus allen Bahnen geschmissen. Ich wurde zudem auch für alles verurteilt, was stereotypisch einem der binären Geschlechter zugeteilt ist. Diese Erfahrung passiert aber auch cis Personen. Viele Personen werden

für Merkmale verurteilt, die nicht stereotypisch ihrem Geschlecht entsprechen und werden auch dafür aus Räumen ausgeschlossen. Ein gutes Beispiel dafür zeigt sich als Frau mit kurzen Haaren auf der Frauentoilette. Oft werden diese Personen als „nicht weiblich genug“ gelesen. So haben sie oft dasselbe Problem wie trans* Personen in einem Umfeld/System welches eigentlich für sie ausgelegt ist. In der lesbischen Community wird oft als Argument gegen maskuline Lesben benutzt, dass sie eh so männlich aussehen, dass man da gleich auch mit einem Mann zusammen sein könne. Cis Männern, die sich für Makeup interessieren und heterosexuell sind, wird auch immer wieder vorgeworfen kein „echter Mann“ zu sein. Das ist etwas, was trans* Personen gesagt wird, aber diese Transphobie zeigt sich hiermit auch wieder als schädlich auch für cis Personen. Man sieht also, dass das Gendern jeder kleinen Eigenschaft auch cis Personen in ihrer Freiheit einschränkt. Auch wenn sie das oft nicht bemerken, da die Anpassung, die sie durchgemacht haben, sich so selbstverständlich angefühlt hat, dass sie gar nicht das Bedürfnis gespürt haben sich auszuprobieren. Jedoch ist es aber wichtig zu wissen, dass die binäre Spaltung und die daraus folgende Transphobie uns alle betrifft, nicht nur trans* Personen.



Panda K.

Transgenderreferat
HOSI Wien

Lesben*Rat

Come out in solidarity

Pride is a demonstration for trans rights!

■ Text von
Lisa Hermanns
für den Lesben*Rat

Der Begriff Coming-out bedeutet ungefähr, etwas öffentlich zu machen, meistens geht es dabei um die eigene sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität. Für viele LGBTIQ-Personen ist das eigene Coming-out eine einschneidende Erfahrung, egal wie gut oder schlecht es verläuft. Ein Coming-out ist kein abgeschlossener Prozess, sondern muss in neuen Kontexten und mit neuen Bekanntschaften immer wieder unternommen werden. Auch ist das Coming-out nicht immer dasselbe, da sich bspw. die sexuelle Orientierung im Laufe des Lebens ändern kann.

Ohne den Prozess des Coming-outs als LGBTIQ-Person mit einer politischen Haltung gleichsetzen zu wollen, so möchte ich diesen Begriff auch für einen anderen Kontext bemühen. Die Debatten innerhalb und außerhalb unserer Community darüber, wer die richtige Haltung in Bezug auf unsere Themen hat und wer wen ein- oder ausschließen will, schlagen seit langer Zeit immer wieder große Wellen, in denen auch der Existenzgrund für den Lesben*Rat liegt. Es geht um nichts weniger als die Frage, ob und wie trans* inklusiv eine Bewegung ist, die sich seit Jahrzehnten für die Akzeptanz der eigenen Sexualität und (Geschlechts)Identität einsetzt. Ich wünsche mir ein Coming-out in Solidarität mit unserer gesamten Community. Es geht darum, dass Lesben mehr sind als zwei cis Frauen, die eine normative Sexualität teilen, es geht darum, dass queere Frauen mehr verbindet als ihr Begehren, und es geht darum, dass die lesbische Identität eine inklusive und vielfältige sein muss, denn sonst verraten wir nicht nur unsere trans* und nicht-binären Geschwister, sondern auch all die schwarzen Aktivist*innen und Lesben of Colour, die für die Dekonstruktion der weißen Heteronormativität gekämpft haben.

Der Kern der Debatte ist einfach erklärt: Einigen Menschen scheint es schwerzufallen, zu akzeptieren, dass sich nicht alle Menschen mit dem Geschlecht

identifizieren, das ihnen bei der Geburt zugeordnet wurde. Sie berufen sich auf vermeintliche biologische Fakten („Es gibt nur zwei biologische Geschlechter“) und versuchen, die Transidentität von Menschen als ein individuelles Problem zu stilisieren, das keine Konsequenzen für die herrschende Geschlechterordnung und, in der Folge, für rechtliche und politische Gegebenheiten hätte. Indem sie den Kampf um Rechte für trans* Personen (und, weniger prominent doch genauso drängend, den Kampf um Rechte für intergeschlechtliche Personen) als „Genderwahn“ bezeichnen, erwecken sie den Anschein, es handle sich hier um eine im wahrsten Sinne des Wortes wahnsinnige Minderheit. Gibt man dann noch eine gute Dosis Angstmacherei à la „Männer in Frauenkleider belästigen Frauen“ und „trans Rechte gefährden Frauenrechte“ hinzu, ist ein toxische Mischung erreicht, angesichts deren Spaltungskraft sich die Feinde aller Frauen und LGBTIQ-Personen die Hände reiben. Das Spiel ist einfach: Minderheit wird gegen patriarchal Unterdrückte ausgespielt, gewinnen tun am Ende rechte und rechtskonservative Gruppierungen.

Das Verständnis dafür, wie vielfältig Geschlecht ist – nicht nur im biologischen, sondern auch im sozialen oder kulturellen Sinne – ist eigentlich in der DNA unserer Bewegung verankert: Seit jeher kämpfen Lesben dafür, dass ihnen das Frau-Sein auch dann nicht abgesprochen wird, wenn sie sich maskulin/burschikos/männlich präsentieren, schon immer werden Schwule, die feminin auftreten, dafür angefeindet. Warum regt es manche Menschen so sehr auf, dass manche die „Geschlechtergrenzen“ anders überwinden (müssen) als sie selbst? Dass die eigene Identität von der Außenwelt anerkannt und akzeptiert wird, war schon immer ein Teil der LGBTIQ-Bewegung. Denn das Sein verwirklicht sich ja auch im Spiegel der Gesellschaft. Ziel ist es, das wahre Ich voll und ganz zu leben. Manche haben das Privileg, dass der Spiegel der Gesellschaft von Geburt an dieses Sein bestätigt, andere müssen um ihre Identität kämpfen, da sie von der Außenwelt nicht sofort erkannt wird.

Die Unfähigkeit zur Empathie derjenigen, die durch ihre persönliche Meinung die Existenz von Menschen in Frage stellen und ihren Kampf um Rechte abtun, widert mich an. Die Entgegnung, dass man ja nur eine Meinung äußere und das noch lange kein Hass sei, hört man oft. Schockierend, dass ausgerechnet gebildete, oft sogar intellektuelle Menschen, die bereits in zivilgesellschaftlichen Bewegungen um gleiche Rechte aktiv waren, mit dieser Argumentation aufwarten. Gerade denen sollte doch der Zusammenhang zwischen Sprache und Handeln auf einer strukturell-gesellschaftlichen Ebene bewusst sein. Dass sich Gruppen für ihre Ablehnung von trans* Personen sogar mit offen rechten Akteur*innen – wie bspw. bei einer Veranstaltung mit der transfeindlichen Aktivistin Posie Parker 2023 in Wien – gemein machen, ist ebenfalls ein Schlag ins Gesicht von jahr-

zehntelanger Community-Arbeit gegen den uns verachtenden rechten Rand.

Und hier sind wir bei einem Problem, das unabhängig von der individuell gezeigten notwendigen Solidarität mit trans* und inter* Personen alle Teile der LGBTIQ-Community zutiefst besorgen sollte: Wir können es uns schlichtweg nicht leisten, uns in Zeiten eines nationalen und europäischen Rechtsrucks mit Schwurbler*innen in den eigenen Reihen zu beschäftigen. Die Angriffe der Rechten sind längst in vollem Gange, egal ob sie regieren oder nicht. Während sie in Brandenburg Pläne schmieden, Unerwünschte – und dazu wird unsere Community in jedem Fall dazu gehören – zu vertreiben, Kickl in Österreich von Fahndungslisten schwafelt und die FPÖ in fast allen Umfragen bei knapp 30% steht, beschäftigen wir uns mit der Frage, wer wen gerade „mundtot“ macht.

Auch hier entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass alle, die sich mundtot gemacht fühlen, natürlich trotzdem genügend Plattformen finden, um ihre Meinung (und manchmal sehr konkret ihren Hass) zu verbreiten – Social Media sei Dank, und das gilt für alle Seiten des Konflikts. Was man aber nicht vergessen darf ist die Tatsache, dass trans* Personen nicht nur in unserer Community, sondern gesamtgesellschaftlich angegriffen werden. Deshalb sind ihre Sprecher*innen-Positionen andere und insbesondere vulnerablere, denn sie müssen sich für ihre eigenen Rechte einsetzen – es geht um ihr Leben und Überleben, während diejenigen, die mit „Genderwahn“-Rufen vom eigentlichen Problem (fehlenden Rechten für unsere Community) ablenken, aber dabei gar nicht konkret um ihre eigenen Rechte kämpfen.

Debatte ist wichtig und Diskurs ist notwendig – man muss nicht einer Meinung sein. Aber es muss eine Selbstverständlichkeit sein, dass man sich niemals mit der Rhetorik und den Argumenten Rechter, die unser alle Rechte umfassend ablehnen, gemein macht. Es ist mir egal, ob ein Mensch an zwei Geschlechter oder an 27 glaubt – aber ich will mich darauf verlassen können, dass Menschen, die diese Kämpfe mit mir austragen, sich kompromisslos und zu jedem Zeitpunkt auf die Seite UNSERER Community stellen – und zwar auf die Seite jeder einzelnen Person in dieser Community. Alle Rechte allen Menschen – solange wir diese Position teilen, müssen wir in nichts anderem einer Meinung sein, ob nun persönliche Meinungen oder wissenschaftliche Fakten das Geschlecht definieren.

Die diesjährige Regenbogenparade steht unter dem Motto „Pride is a demonstration“ – sie ist eine Demonstration für LGBTIQ-Rechte, Akzeptanz und Respekt. Feiern wir am 8. Juni ein (weiteres) Coming-out – in Solidarität mit allen Menschen unserer Community!

Come out in solidarity – Pride is a demonstration for trans rights!



Lisa Hermanns

Lesben*Rad

Erwecken wir Ihren Webauftritt zum Leben!

Alles rund um Websites,
Webdesign & Web Apps. Wir
sind nur einen Klick entfernt.



bitperfect.at

 bitperfect



HOSI Wien im Frühling

Ein unvollständiger Rückblick

■ 23. Februar

Lisa Hermanns (LesBiFem-Team) und Peter Funk (Arbeitsgruppe Internationales) nahmen an einem Austausch mit Robert Biedroń, dem Vorsitzenden des Gleichbehandlungsausschusses des Europäischen Parlaments teil.

■ Anfang Mai

fanden zwei wichtige Gedenkveranstaltungen statt.

Am 3. Mai fand im Parlament eine sehr berührende Veranstaltung anlässlich des Gedenktags gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus statt, zu der Antisemitismusforscherin und Professorin an der TU Berlin, Monika Schwarz-Friesel, geladen war. In ihrer Rede kritisierte sie die antisemitischen Reaktionen auf das genozidale Massaker der Hamas, was drastisch zeigt, dass Teile der Menschheit aus der Geschichte nichts gelernt haben, denn statt einem Aufschrei gab es ohrenbetäubendes Schweigen – mitverantwortlich dafür macht Schwarz-Friesel einen „mittig-gebildeten Feuilleton-Antisemitismus“, der gemeinsam mit linken, rechten und muslimischen Antisemiten Israel dämonisiert.

Am 5. Mai nahmen wir wieder an der internationalen Gedenk- und Befreiungsfeier im ehemaligen KZ Mauthausen teil. Sie fand dieses Jahr unter dem Motto „Recht und Gerechtigkeit im Nationalsozialismus“ statt. Dieses Jahr sind wir mit einer Delegation aus 60 Personen, gemeinsam mit der HOSI Linz und der SoHo eingezogen.

■ Party, Party, Party

Wir haben auch wieder viel gefeiert und Spaß gehabt. Begonnen hatte es am 5. März mit dem Re-Opening Karaoke im Gugg nach dessen Renovierung im Februar. Darauf folgten unter anderem ein Pub Quiz am 2. April, der Salon Blau am 11. März, 15. April und 13. Mai, das LesBiFem Wuzzel-Turnier am 17. April, das Helga-Pankratz-Fest zum lesbischen Sichtbarkeits-tag am 26. April, ein Regenbogenbogen am 3. Mai und noch vieles mehr.

■ 8. März

auch an diesem feministischen Kampftag begleiteten wir die Demo für die Rechte aller Frauen, Lesben, inter, nicht-binären, trans und agender Personen.

■ 23. März

Die HOSI Wien war auch vertreten bei „Demokratie verteidigen!“, der großen übergreifenden Demonstration gegen Faschismus & Rassismus.



Internationale Gedenk- und Befreiungsfeier im ehemaligen KZ Mauthausen

■ Am 17. Mai

fand die traditionelle Demonstration zum internationale Tag gegen Homo-, Bi-, Trans- und Interphobie (IDAHOBIT) statt

■ Seit dem 25. Mai

findet die Vienna Pride mit zahlreichen Events in ganz Wien statt. Der Höhepunkt ist die 28. Regenbogenparade am 8. Mai.





Lebe deine Liebe!

In der Regenbogenhauptstadt kannst du deine Lebens- und Liebesentwürfe frei leben. Die Wiener Antidiskriminierungsstelle für LGBTIQ-Angelegenheiten (WASst) leistet aktiv Aufklärungsarbeit und unterstützt alle, die von Diskriminierung betroffen sind, anonym und kostenlos – und das seit mittlerweile 25 Jahren.

Hol dir jetzt Beratung!

**Stadt
Wien**



wien.gv.at/queer

SoHo-Bundesvorsitzender
NAbg. **MARIO LINDNER** &
die SPÖ-Spitzenkandidat*innen
für die EU Wahl am 9. Juni:

SPÖ



Für ein Europa der Vielfalt und Menschenrechte!



FÜR ein gerechtes Europa, das für
die Menschen da ist und nicht für
die Profitgier von Großkonzernen.



FÜR ein Europa ohne LGBTIQ+
Feindlichkeit, Hass und Diskriminierung.



FÜR ein freies Europa, gegen Rechtsruck,
Spaltung und Demokratieabbau.

SoHo LGBTIQ+
in der
SPÖ

Goldenes Verdienstzeichen für Dr. Dieter Schmutzer

Am 2. April wurde Dieter das Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien von Landtagspräsident Ernst Woller überreicht. Gewürdigt wurden seine Verdienste als Erwachsenenbildner und Mundartforscher, aber vor allem auch sein Engagement für die österreichische Schwulen- und Lesbenbewegung und in der HOSI Wien.

Zu diesem Anlass baten wir einige seiner Wegbegleiter*innen um ein paar Worte.

Christian Högl, ehemaliger Obmann der HOSI Wien:
Ich lernte Dieter Ende 1987 kennen, als ich zur HOSI Wien stieß. Mit meinen 17 Jahren blickte ich zu ihm auf: Er war eine der zentralen Führungspersönlichkeiten im Verein, ein Hauptakteur der HOSIster und jemand, der aufgrund seines brillanten rhetorischen Talents Gespräche und Veranstaltungen dominierte. Zudem repräsentierte er in dieser Zeit die HOSI Wien in den Medien und verlieh unseren Anliegen eine gewichtige Stimme. Auch als ich Dieter 1996 als Obmann des Vereins nachfolgte, blieb er eine Autorität für mich und jemand, auf dessen ehrliche Meinung und Unterstützung ich zählen konnte. Bei den HOSIstern standen wir bis zu Dieters Bühnenabschied 2015 gemeinsam auf der Bühne. Seine Verwandlungsfähigkeit beeindruckte mich immer wieder: Mag bei den Proben etwas noch nicht so gut gelaufen sein, sobald die Scheinwerfer angeworfen wurden und Dieter vor sein Publikum trat, kam der Profi in ihm durch und er lief gesanglich und schauspielerisch zu Höchstleistungen auf. Er trägt das Prädikat „Rampensau“ nicht umsonst mit Stolz!

Friedl Nussbaumer, Names Project Wien:
Michel de Montaigne schreibt in seinen Essais: „Das Wort gehört zur Hälfte dem, welcher spricht, und zur Hälfte dem, welcher hört.“ Als Germanist liebt Dieter Schmutzer die Sprache und deren Schönheit, als Lebens- und Sozialberater liebt Dieter die Menschen und deren Vielfalt. Welch' ein Glück, einen so wertvollen Menschen zu seinen Freunden zählen zu dürfen!

Brigitte Zika-Holoubek, Names Project Wien:
Ah ja! Dieter Schmutzer in drei Sätzen!?! Bitte: Dieter, lieber Freund und kompetenter, sehr geschätzter Weggefährte durch viele Jahrzehnte. In starren Zeiten Stillstand durch „Bewegung“ verhindert. Ich bin froh und dankbar, so einen lieben Menschen an meiner Seite zu wissen.

Barbara Fröhlich, Schriftführerin HOSI Wien:
Ich erinnere mich noch sehr genau als ich 1992 an meiner ersten Vorstandssitzung teilnahm. Da begegnete ich Dieter, damals Obmann der HOSI Wien, zum 1. Mal persönlich. Er betrat die „Bühne Vorstandssitzung“ souverän und beherrschte seinen Text bravourös. Sein Talent für Sprache war deutlich erkennbar. Bei kontroverseren Diskussionen war er sachlich, aber bestimmt. Durch seine Contenance gelang es so manch verbale Eskalation bereits im Vorfeld zu verhindern. Persönlich habe ich Dieter nur einmal sehr wütend und dieser Wut auch Worte verleihend erlebt und da ging es, typisch für ihn, einen von ihm sehr geschätzten Menschen vor ungerechtfertigten Anschuldigungen zu schützen. Ich habe Dieter als Aktivist, aber ganz besonders auch als Menschen sehr schätzen gelernt.

Kurt Krickler, Mitbegründer und jahrzehntelanger Mitarbeiter der HOSI Wien:
Eine der hervorstechendsten Eigenschaften Dieters war immer das Bemühen um Ausgleich. Das war gerade in den Anfangszeiten der HOSI Wien von entscheidender Bedeutung und großem Nutzen. Durch seine ruhige, gelassene und ausgleichende Art hat er so manchen Konflikt entschärft und ein sehr breites und vielfältiges Meinungs- und Handlungsspektrum im Verein ermöglicht. Damals hat es enorm zur Erfolgsgeschichte der HOSI Wien beigetragen.

Rotraud Perner, Juristin, Psychoanalytikerin und Theologin:
Ich habe Dieter in den 1980er Jahren als Unterstützerin der HOSI in der Forderung nach Rehabilitation der wegen ihrer sexuellen Orientierung mit dem rosa Winkel in KZs Inhaftierten von seiner ernsten Seite kennen gelernt: Als Volksaufklärer der sexuellen Gesundheit in der Aids-Hilfe Österreichs. Wenn man Dieter als Kabarettist oder Schauspieler-Sänger bei den HOSIstern erlebt hat..., kennt man nur den spielfreudigen Akteur aber nicht den unauffällig bescheidenen, jahrzehntelang beharrlichen Kämpfer für die Menschenrechte aller Diskriminierten, die heute unter dem Sammelbegriff LGBTIQ – schon wieder und noch immer – umGRENZt und damit aus der Normalität ausgeGRENZt werden.



Barbara Fröhlich
Schriftführerin
HOSI Wien

Leben mit HIV

Drüber reden ist doch heute kein Problem mehr, oder?

■ Text von
Birgit Leichsenring

Vieles hat sich seit Bekanntwerden von HIV/AIDS Anfang der 80er Jahre verändert. Und man darf zum Glück sagen: sehr zum Vorteil verändert. Allerdings gilt dies nicht für alle Aspekte rund um das Leben mit HIV. Das Thema der Offenlegung der HIV-Infektion anderen Menschen gegenüber ist ein besonders anschauliches Beispiel.

Mit den großartigen biomedizinischen Erfolgen, dank derer man heute von keiner tödlichen Erkrankung, sondern von einer chronischen Infektion reden darf, scheint sich der Umgang mit HIV zu normalisieren. Leider trägt dieser Anschein immer wieder. Denn auf gesellschaftlicher und psychosozialer Ebene sieht es oft anders aus. Ein Beispiel hierfür ist die Möglichkeit, offen über die eigene Infektion reden zu können. Wieviel Druck, Stress und/oder Angst HIV im Umgang mit anderen Menschen erzeugen kann, lässt sich sehr anschaulich mit der Frage verdeutlichen, wem gegenüber der HIV-Status offengelegt wird, bzw. überhaupt werden kann.

Denn dabei ist unbedingt zu bedenken – es geht nicht nur darum, den Status „einfach nicht anzusprechen“. Im Regelfall bedeutet es für die Menschen, aktiv Ressourcen zu investieren, um den Status auch nachhaltig geheim zu halten. Was zunächst nach einer situativen Kleinigkeit klingen mag, kann Lebensqualität und Beziehungsdynamiken über viele Jahre hinweg massiv beeinflussen. Anhand von zwei Studien soll hier aufgezeigt werden, dass es sich dabei nicht um eine theoretische Überlegung, sondern um die Erfahrungen vieler Menschen handelt.

Studiendaten geben klares Bild

Eine 2011 veröffentlichte Studie hatte in mehreren HIV-Schwerpunktpraxen sowie HIV-Ambulanzen in Wien und Graz Fragen zu diversen Aspekten der Lebensqualität im Leben mit HIV gestellt. Teilgenommen hatten 472 Menschen mit HIV, davon 16,1%

Frauen und 83,9% Männer. Zwei Drittel der Befragten waren zwischen 31 und 50 Jahren alt. Das Ergebnis ergab ein klares Bild, wie schwierig es für viele Menschen ist, ihre Infektion anderen Personen gegenüber offen zu legen. Da leichte Unterschiede bei Frauen und Männern zu erkennen sind, wurde die Auswertung getrennt vorgenommen. So wussten bei den Frauen 64,3% der Mütter, 54,3% der Väter, 60,4% der Geschwister und 36,1% der eigenen Kinder über die Infektion Bescheid. Am häufigsten waren die Partner*innen mit 93,0% und am seltensten Arbeitskollege*innen mit 17,5% informiert. Bei den Männern war der HIV-Status gegenüber 47,5% der Mütter, 38,6% der Väter, 53,7% der Geschwister und 30,4% der Kinder offengelegt. Unter den Partner*innen wussten 94,6% und unter den Arbeitskollege*innen 22,9% über die Infektion Bescheid.

In einer anderen Studie, die 2021 publiziert wurde, nahmen 935 Menschen mit HIV aus Deutschland an einer Online-Befragung teil, davon 86% Männer, 13% Frauen und 1% trans* Personen. Das Durchschnittsalter lag bei 46 Jahren. Auch hier sprechen die Daten für sich: 87% der Teilnehmer*innen gaben an, sehr genau aufzupassen, wem sie von ihrem Leben mit HIV erzählen. 79% stimmten der Aussage zu, dass es riskant sei den Status offenzulegen. Und 13% sagten, sie würden überhaupt nie offen über ihre Infektion reden. Der Umgang mit der HIV-Infektion veränderte sich dabei über die Dauer des Lebens mit HIV. So konnten Menschen, die seit mehr als 20 Jahren mit HIV leben, signifikant offener darüber sprechen, als Menschen, bei denen die Erstdiagnose noch nicht so lange her war. So sprach z.B. bei den Personen, die im Laufe der vergangenen 2 Jahre ihre Diagnose erhalten hatten, fast jede 3. Person selten bis nie mit andere Menschen über HIV.

Entscheidende Jahre zwischen den Studien

Zwischen diesen beiden Studien liegen also genau 10 Jahre. Und durchaus entscheidende Jahre, denn in vielen HIV-Bereichen konnten genau in diesem Zeitraum enorme Erfolge erreicht werden, wie folgende drei Aspekte verdeutlichen.

So wurde das Präventionsportfolio um die HIV-PrEP als medikamentöse hocheffektive Schutzmethode erweitert. PrEP wurde erstmals 2012 in den USA zugelassen, Europa folgte 2016 und seit ein paar Jahren wird PrEP auch von der Weltgesundheitsbehörde klar empfohlen. Die HIV-PrEP hat sich somit als unverzichtbarer Bestandteil sowohl in den individuellen Optionen als auch in den globalen Bemühungen gegen die Epidemie etabliert.

Bei den HIV-Medikamenten wurden sogenannte Integraseinhibitoren der 2. Generation zugelassen. Sie haben mit ihrer Effektivität und Verträglichkeit die Möglichkeiten der Therapie verändert. So wurde mit diesen hochwirksamen Substanzen erstmals eine

hohe Lebenserwartung, U=U!) von der Theorie in die Lebensrealität zu bringen. Damit Menschen mit HIV zukünftig auch wirklich selbst entscheiden können, mit wem sie offen über dieses Thema reden – und nicht durch Diskriminierung, bzw. nachvollziehbarer Angst davor, in ein aktives Verheimlichen und potenzielles Doppelleben gedrängt werden.



Birgit Leichsenring

Mikrobiologin und bio-med. Wissenschaftskommunikatorin

HIV-Therapie aus zwei, statt drei Wirkstoffen möglich. Gleichzeitig haben sich die STRs (single-tablet-regimen) von einer Option eindeutig zur Therapieform der Wahl gewandelt. Solche Veränderungen in der HIV-Therapie (z.B. besser verträglich, leichter in den Alltag integrierbar, oder auch weniger Wechselwirkungen) führten über die Jahre zu einem konstanten Anstieg der Menschen, die eine HIV-Therapie einnehmen. Schön sieht man dies in der Statistik der großen HIV-Schwerpunktambulanzen Österreichs: 2011 nahmen hier 86% der betreuten 3163 Patient*innen eine Therapie ein – im Jahr 2021 traf dies unter den 4486 Patient*innen auf 99,3% zu.

Diese Entwicklung geht Hand in Hand mit einem weiteren Erfolg. 2016 revolutionierte der Slogan U=U (undetectable equals untransmittable) die HIV-Welt. Der Slogan fasst zusammen, was im Grundkonzept schon lange bekannt war und dann mittels riesiger Datenmengen auch belegt werden konnte: Unter effektiver HIV-Therapie und einer Viruslast unter der Nachweisgrenze, sind sexuelle Übertragungen ausgeschlossen. Die Auswirkungen sind enorm. Die HIV-Therapie hat damit nicht nur positiven Effekt auf Gesundheit und Lebenserwartung. Sie ermöglicht Menschen mit HIV und ihren Sexualpartner*innen eine neue Sexualität ohne ständige Sorge einer Infektion. Außerdem hat dieser Effekt natürlich direkte Auswirkungen auf die Epidemiologie und ist zu

Recht ein Kernpunkt im weltweiten Kampf gegen HIV. Und noch ein Aspekt ist keinesfalls zu unterschätzen: Der Slogan U=U kann auch unabhängig des sexuellen Lebens Sorgen nehmen, frei nach dem Motto „Wenn ich mit einer Person mit HIV sogar ohne Risiko Sex haben kann, na dann brauche ich ja im Alltag erst recht keine Angst haben.“ Die Studiendaten und der daraus entstandene Slogan U=U haben somit eindeutig Antidiskriminierungscharakter.

Veränderungen zeigen zu wenig Wirkung

Trotz dieser großartigen Veränderungen zeigen die beiden Studien in ihren Ergebnissen weniger Unterschiede, als man wünschen würde. Offen über den HIV-Status zu reden ist auch heute ein großes Thema und belastet das Alltagsleben vieler Menschen mit HIV. So passen z.B. die oben erwähnten Erfolge und das Umfrageergebnis, dass etwa 30% der Menschen mit erst aktuell diagnostizierter Infektion nicht offen darüber reden können, gefühlt nicht zusammen. Denn man könnte ja meinen, dass sich der Umgang mit HIV inzwischen geändert hätte. Auch 10 Jahre nach der ersten Studie profitieren viele Menschen auf emotionaler Ebene nicht oder viel zu wenig von den erreichten Erfolgen.

Der dadurch entstehende Auftrag dürfte klar sein: Es gilt, die Erfolge und deren Auswirkungen (z.B. gute Gesundheitsprognose,

Rechtskolumne

„Umpolungs- therapien“

Rechtslage in Deutschland
sowie Gesetzespläne in
Österreich

■ Text von
Günther Menacher

Das sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität keiner Behandlung oder Therapie bedürfen, erkennt die Wissenschaft mittlerweile an. Nach vielen politischen Bemühungen trat daher 2020 in Deutschland ein „Gesetz zum Schutz vor Konversionsbehandlungen“ (vulgo „Umpolungsbehandlungen“) in Kraft. In Österreich ist ein diesbezüglicher gesetzgeberischer Schutz erst im Entwurfsstadium. Die Erfolge des deutschen Gesetzes sehen bislang verhalten aus. Besteht Hoffnung, dass die österreichische Gesetzesversion schlagfertiger wird?

Zum deutschen Gesetz: Es gilt für alle am Menschen durchgeführten Behandlungen, die auf die Veränderung oder Unterdrückung der sexuellen Orientierung oder der selbstempfundenen geschlechtlichen Identität gerichtet sind. Aber: Das Verbot ist vor allem für Personen vorgesehen, die jünger als 18 Jahre sind; für Ältere gilt es nur bei Vorliegen eines Willensmangels. Für Opfer musste ein staatliches Beratungsangebot eingerichtet werden. Wer eine Konversionsbehandlung anbietet, ist mit Freiheitsstrafe von bis zu 2 Jahren zu bestrafen (oder mit einer Geldstrafe), nicht aber Erziehungspflichtige, sofern sie ihre Erziehungspflicht nicht gröblich verletzen. Für eine Behandlung zu werben ist verboten, aber ein Verstoß gegen das Werbeverbot wird nur verwaltungsstrafrechtlich geahndet.

Problematisch ist – soweit eine Zusammenfassung der Kritik in Deutschland – dass Vorschläge zu Umpolungsmaßnahmen aus dem elterlichen, schulischen, religiösen, psychotherapeutischen Bereich kommen. Besonders Eltern können im Regelfall straflos ausgehen. Werbung erfolgt meist verdeckt bzw. über Mundpropaganda und ist schwer zu ahn-

den. Und wenn doch, wird durch die Träger nicht mit „Therapie“ geworben, was sehr medizinisch klingt, sondern z.B. mit „Regeneration“ oder „Reparaturmaßnahme“. Wegen des strafrechtlichen Analogieverbots (das Gesetz spricht nur von „Therapie“) besteht die Gefahr, dass die Strafverfolgung ins Leere geht. Fachkreise fordern zusammengefasst daher, besser das Wort „Maßnahmen“ ins Gesetz zu implementieren, Eltern gar strenger in die strafrechtliche Verantwortung zu nehmen, das Verbot keiner Altersbeschränkung des Opfers zu unterlegen (wann ein Willensmangel tatsächlich vorliegen soll, kann diskutiert werden) und falls derartige menschenrechtswidrige „Leistungen“ von gemeinnützigen Vereinen angeboten werden, letztere mit dem Verlust ihrer Gemeinnützigkeit zu sanktionieren. Durch Aufklärung soll bei Betroffenen wie auch bei Therapeut:innen eine Sensibilisierung erreicht werden, dass Konversionsmaßnahmen abzulehnen sind.

Soweit die Forderungen nach Verbesserungen in Deutschland. Aus ihnen lässt sich jedenfalls ableiten, was der österreichische Gesetzgeber gleich von Anfang an besser machen kann. Die Angelegenheit befindet sich jedoch bereits seit ca. zwei Jahren im Gesetzgebungsprozess im österreichischen Parlament. Welche Partei, welcher Koalitionspartner auf der Bremse steht, erübrigt sich auszuführen. Derzeitiger Stand ist, dass ein SPÖ-Gesetzesinitiativantrag im Parlament bereits seit längerem im Rahmen der Parlamentsgeschäftsordnung immer wieder vertagt wird. Dieser sieht eine gekürzte Version des deutschen Textes vor – legislativ gesehen nicht ein eigenes Gesetz, sondern ein neu zu schaffender Strafrechtsparagraf (§ 221 StGB). Der Text verbietet wie die deutsche Version Behandlungen, Erziehungsberechtigte sind strafbar, wenn sie ihre Erziehungspflicht gröblich verletzen, Volljährige sind nur Opfer bei Vorliegen eines Willensmangels. Er sieht, anders als das deutsche Gesetz, kein Werbeverbot vor.

Wünschenswert wäre natürlich, dass die oben genannten Kritikpunkte zum deutschen Gesetz in der österreichischen Legistik berücksichtigt würden. Ob gar eine stärkere strafrechtliche Verfolgung der Eltern (auch schon bei leicht fahrlässiger Verletzung ihrer Erziehungspflicht) gerechtfertigt wäre, bezweifle ich allerdings stark, mag auch der Anstoß zum „Therapie“-Beginn oft von ihnen kommen. Mehr Aufklärung von Erziehungsberechtigten empfinde ich hier als den weitaus sinnvolleren Weg.

Auch die Regierungsparteien sind in Verhandlungen über einen Gesetzesentwurf. Derzeit scheitert man

aber schon bei viel Grundlegenderem: Der große Regierungspartner lehnt den gesetzlichen Schutz vor „Behandlungen“ der Geschlechtsidentität ab (der Schutz der sexuellen Orientierung ist nicht strittig). Nicht nur, dass es unsachlich ist, Betroffene hinsichtlich ihrer Geschlechtsidentität nicht ebenfalls zu schützen, besteht zusätzlich die Gefahr, dass über eine Hintertüre auch die sexuelle Orientierung erst recht zu „therapieren“ versucht wird – indem das „Therapieziel“ der fixierten binären Geschlechtsidentität auch gleich das „passende“ heteronormative Verhalten umfasst. Letzteres bedeutet z.B. sich zum anderen binären Geschlecht hingezogen zu fühlen, womit die Anpassung der sexuellen Orientierung ebenso zum „Therapieziel“ wird. Es wird klar, dass der Schutz der sexuellen Orientierung mit jenem der Geschlechtsidentität verknüpft werden muss.



Günther Menacher

Jurist mit Schwerpunkt Wohn- und Immobilienrecht

→ Wir beraten Sie zu HIV-Therapie, Prävention (PrEP und PEP) und sexueller Gesundheit.



MARIEN*APOTHEKE WIEN • Schmalzhofgasse 1 • 1060
01/597.02.07 www.marienapo.eu • info@marienapo.eu

Schrödingers Queer

■ Text von
Carina Kapeller

U ngefähr Mai 2013, später Nachmittag, irgendwo in Wien. Das Wort Asexualität poppt am Handybildschirm auf. Die Suchfunktion einer Blogging-Plattform spuckt neben reichlich Wortwitzen auch längere Infotexte aus. Ein Daumen scrollt interessiert durch die Beiträge, stoppt hier und da um genauer zu lesen. Ein Gefühl der Erleuchtung steigt langsam auf. Als hätte sich eine langersehnte

Oase mitten in der Wüste aufgetan, die den Durst nach Gleichgesinnten und Akzeptanz stillt. Danach: Unbehagen. Asexualität, das Fehlen nach einem Bedürfnis. Ist die Absenz wirklich eine eigene Orientierung?

Asexualität? Das mit den Pflanzen?

Laut Definition ist Asexualität die Abwesenheit sexueller Anziehung und/oder Verlangen nach sexueller Interaktion. Erste Erwähnungen einer Abwesenheit des

sexuellen Verlangens finden sich in medizinischen Niederschriften aus dem 19. Jahrhundert. In den 1950er Jahren entstand die ‚Kinsey Scale‘, eine Bewertungsskala zwischen Hetero-, Homo-, Bi- und Asexualität. Ende 2000 wurde die Yahoo-Gruppe ‚Haven for the Human Amoeba‘ (HHA), eine der ersten asexuellen Online-Communities, gegründet, ein Jahr später das Asexual Visibility and Education Network (AVEN). Die Orientierung ‚Asexualität‘ ist also keinesfalls etwas Neuartiges oder Unbedeutendes. Trotzdem ist Asexualität eine der Randgruppen-Orientierungen und der weniger bekannten, wenn nicht sogar unsichtbaren, Sexualitäten.

Die LGBT-Community ist in der Gesellschaft eine marginalisierte Gruppe. Asexuelle Menschen sind eine Minderheit innerhalb dieser marginalisierten Gruppe bzw. manchmal sogar andersherum. Das bedeutet, dass teilweise sogar queere Menschen diese

Neue Farben in Margareten: Ein Zeichen für alle



**Ein weiterer Trans-Pride-Zebrastreifen auf der Rechten Wienzeile
Vielfalt auf die Straße gebracht**

Die Rechte Wienzeile#Pilgramgasse wird ab Juni durch einen neuen Trans-Pride-Zebrastreifen belebt. Dieser steht für ein Margareten, das Diversität nicht nur unterstützt, sondern aktiv ausdrückt. Der Zebrastreifen symbolisiert unsere Haltung: Offenheit leben, Vielfalt feiern und für soziale Gerechtigkeit eintreten. In Margareten machen wir ernst mit sozialer Gerechtigkeit. Dieser Zebrastreifen ist unser Weg, zu zeigen, wir sind offen, wir sind bunt, und wir sind bereit für die Zukunft!



Wir feiern DIVERSITY

Um deine Anliegen, Ideen und Vorschläge auf der Wieden umsetzen zu können, komm in meine Sprechstunde!

jeden letzten Mittwoch im Monat: 9-12 und 14-17 Uhr
Terminvereinbarung unter: 01 4000 04110
post@bv04.wien.gv.at



**Bezirksvorsteherung
Wieden**
wieden.wien.gv.at



Lea Halbwidl, Bezirksvorsteherin

Orientierung nicht anerkennen oder exkludieren (wie auch zum Beispiel bei Transexklusion). Die Unsicherheit, ob man nun Teil der LGBT-Community oder doch nicht ist, macht es nicht unbedingt einfach, sich in dieser Identität bzw. diesem Label wiederzufinden, bzw. zu sich selbst und dieser Identität zu stehen. Wie soll ich meinem sozialen Umfeld von meiner Identität erzählen, wenn ich mir nicht einmal sicher bin, in meiner eigenen Community akzeptiert zu werden?

Asexualität – das mit den Menschen!

Asexualität ist ein Überbegriff (ein sogenannter ‚Umbrella-Term‘), hinter dem viele verschiedene Labels liegen, wie zum Beispiel Demisexualität (Gefühl der körperlichen Anziehung erst bei einer langfristigen emotionalen Bindung). Für viele queere Menschen ist es einfacher, einen Überbegriff zu verwenden, da sie sich nicht mit spezifischen Labels identifizieren können, oder sich nicht nur in einem bestimmten repräsentiert fühlen. Andererseits gibt es auch einige queere Menschen, denen sehr spezifische Labels wichtig sind, wenn sie etwa endlich nach langer Suche ein Wort für die Identität gefunden haben, oder um sich von anderen Identitäten besser abgrenzen zu können.

Ein Label gibt Empfindungen einen Namen, verfestigt die eigenen Gefühle in ein Schlagwort.

Das Finden der eigenen Labels hat aber nicht nur für die Identitätsfindung Vorteile, sondern kann auch das eigene Coming-out erleichtern. Zumindest theoretisch. Die Voraussetzung ist natürlich, dass die Personen, denen das Label kommuniziert wird, dieses auch kennen. Asexualität ist innerhalb der queeren Szene noch eher bekannt, aber bei spezifischeren Labels versiegt das Wissen. Außerhalb der queeren Szene sind die drei ‚größten‘ Labels (Schwul, Lesbisch, Bi) den meisten bekannt, alles andere hat schon Erklärungsbedarf. Ein Coming-out bringt daher für asexuelle Menschen (aber auch Menschen mit einem anderen wenig bekannten Label) noch eine besondere Herausforderung mit sich, in dem die eigene Orientierung zusätzlich erklärt werden muss.

Für mich persönlich ist deswegen das Label ‚queer‘ ein ganz wichtiges. Kritische Stimmen möchten das Wort aufgrund des negativen Hintergrundes nicht in den alltäglichen Wortschatz integrieren, aber meiner Meinung nach ist ‚queer‘ ein unheimlich wichtiger und passender ‚Umbrella-Term‘, um mich von der cis-hetero

Gesellschaft abzugrenzen. Im Endeffekt habe ich einzig und allein zu wissen und zu entscheiden, welche Labels ich verwende und bei einem Coming-out kommuniziere, ob das nun asexuell, queer oder etwas anderes sein mag.



Carina Kapeller

arbeitet im Gesundheitswesen

21

Wenn Schwarz-Weiss gefleckte Kühe mit Glitzer in Berührung kommen

Mein Zwangsoouting in einer ländlichen Schule

■ Text von
Laura Reding

Mein Zwangsoouting mitten in einem Kuhdorf deckt die unhinterfragte Heteronormativität und die stummen queeren Realitäten in Schulen auf. Es ist Zeit für das laute Streuen von Glitzer und Regenbogen, um die ungleiche Behandlung und Diskriminierung von queeren Menschen in Schulen anzuprangern und für eine inklusive Lernumgebung zu kämpfen.

Eine atemberaubende Landschaft zieht an mir vorbei – der Zug, in dem ich sitze, spaltet den tiefblauen See in zwei. Wie mit Puderzucker bestäubte Bergspitzen ragen daneben in die Höhe. Ruckartig schiebt sich eine weisse Wand zwischen mich und das prachtvolle Panorama. Das erste Einfamilienhaus. Mein Magen krampft sich unweigerlich zusammen. Da ist es also, das Dorf, in dem ich die Stellvertretung als Lehrperson angenommen habe. Toll. Eigentlich hätte ich spätestens in diesem Moment realisieren sollen, dass ich mit meiner regenbogenfarbenen Aura nicht in das Dorf passe, in dem wohl mehr Kühe als Einwohnende leben. Aber ich wollte mich ohne Vorurteile der Herausforderung mitten in der Zentralschweiz stellen.

Schwarz-Weiss gefleckt

So startete ich also mit den ersten Lektionen in Fächern, die ich nicht studiert hatte und mich noch weniger interessierten. Fünf Lektionen, fünf Klassen. Es fühlte sich an, als wäre ich Teil einer effizienzorientierten Fabrikproduktion, in der 90 Lernende wie Fließbandware an mir vorbeizogen. Alles, worin ich als Klassenlehrperson so richtig gut war – die nahe Beziehungsarbeit und das Eingehen auf individuelle Bedürfnisse – waren in einem solchen Setting Wunschdenken. Zusammen mit der Fachferne und dem nichtexistierenden Austausch mit anderen Lehrpersonen war ich also maximal unsicher. Doch meine Unsicherheit wurde vor allem durch die Lernatmosphäre im Unterricht verstärkt. Die fünf Klassen waren unterschiedlich, geprägt von einer hohen

Diversität mit verschiedene Erstsprachen, Stärken, Niveaus und Hautfarben. Was sich jedoch durch alle fünf Klassen und später auch durch das ganze Schulhaus inklusive Schulleitung und Kollegium zog, war das krampfhaftes Festhalten an der Heteronormativität. Es schien, als hätte sich das Muster der schwarz-weißen Kühe auf die Denkweise der Dorfbewohner*innen übertragen.

Wir existieren

Es gibt auch andere queere Menschen in einem Kuhdorf wie diesem. Sie sind nur meist unsichtbar – oder zu sichtbar, weil alle über die eine lesbische Jugendliche sprechen. Auch ich hielt meine Queerness in diesem Dorf verborgen, kleidete mich bewusst langweilig (heteronormativ halt) und erwähnte meine Frau mit keinem Wort (das würden Heteros nie machen). Zahlen zeigen, dass etwa 13 Prozent der Jugendlichen queer sind (ich bin überzeugt, dass es deutlich mehr sind!). Ja, auch auf dem Land. Statistisch gesehen befinden sich ein bis zwei queere Schüler*innen in einer Schulklasse. Obwohl ich kein Fan von statistischen Darstellungen bin, weil sie Menschen auf Zahlen reduzieren, belegen sie die Existenz queerer Jugendlicher. Wären alle Lehrpersonen diesbezüglich so anerkennend wie die trockenen Tabellen, könnte ich diesen Text mit einem anderen Inhalt füllen. Im Gegensatz zur distanzierten Objektivität der Statistiken positionierten sich die Lernenden (vor allem die richtigen Macho-Schüler) in den fünf Klassen (ab)wertend. Schonungslos nahm ich wahr, wie „gay“ lauthals als Schimpfwort verwendet, abwertende Blicke als Reaktion auf queere Darstellungen ausgetauscht und Witze auf Kosten von Schwulen und trans Personen gemacht wurden (bei meiner kritischen Reaktion meinten sie, dies sei keine Homophobie, weil es ja lustig gemeint ist. What?). Wenn es tatsächlich möglich wäre, dass Jugendliche allein durch die Behandlung von Queerness im Unterricht schwul oder lesbisch würden, wären meine Schulklassen schon längst Teil der Community. Die Realität sieht anders aus: Wir queere Menschen inhalieren heterokonforme Atmosphären, in denen das negativ konnotierte „gay“ normalisiert ist, so sehr, dass wir diejenigen sind, die beinahe straight werden.

Mein Hilferuf

In dieser Atmosphäre kam es in der einen Klasse zu einem Vorfall. Aufgrund von subtil anhaltenden Provokationen (wieder von den Machos) fühlte ich mich in meiner Rolle als Lehrperson unwohl. Die Art und Weise, wie mich die Jugendlichen herausforder-

ten, deutete darauf hin, dass sie über meine Queerness Bescheid wussten (#Insta?). Nach diesem Vorfall war ich am Ende, Tränen strömten über meine Wangen. Ich entschloss, bei der Schulleitung um Hilfe zu bitten. Intuitiv verfasste ich eine Mail, um mit ihr einen Gesprächstermin auszumachen. Ich erwähnte, dass ich ihr den Vorfall nicht per Mail schildern wollte, drückte jedoch aus, dass ich den Eindruck hatte, die Provokationen hätten mit meiner Queerness zu tun. Einige lange Tage passierte nichts. Schlussendlich erhielt ich am Abend vor der nächsten Stellvertretung endlich eine Antwort der Schulleitung – der Klassenlehrer der betreffenden Klasse habe mit den Lernenden gesprochen, sie hätten weder etwas von den Schikanierungen noch von meiner Situation gewusst. Wow.

Freeze

Erst war ich sprachlos. Gelähmt. Schlussendlich wurde meine Vorahnung mit einer weiteren knappen Mail bestätigt – der Klassenlehrer hat der Klasse mitgeteilt, dass ich queer bin. Einfach so. Meine Hände waren von einem Moment auf den anderen eiskalt und schweißnass zugleich. Warum ich die Stellvertretung spätestens dann nicht an den Nagel gehängt hatte, ist mir bis heute ein Rätsel. Mit leerem Magen und bebender Stimme kreuzte ich also am darauffolgenden Tag in der Schule auf und all meine schlaflosen Alpträume wurden real: Wie ein Lauffeuer hat sich die aufregende Neuigkeit durch die gesamte Schule verbreitet. Alle starrten mich an – nicht nur im Unterricht, auch auf dem Korridor und auf dem Pausenplatz. Nur der Klassenlehrer und die Schulleitung wagten es nicht, zu starren, im Gegenteil. Sie vermieden den Kontakt zu mir, in Realität und per Mail (wie professionell und empathisch). Dazu kamen abwertende Sprüche und grenzüberschreitende Fragen, die mich zusätzlich exponierten.

Stille Schallwellen

Mit der Zeit wurde mein Freeze-Zustand von Wut abgelöst. Gut so. Noch heute bin ich wütend darüber, wie unsensibel und übergriffig die Schulleitung und der Klassenlehrer reagiert haben. Anstelle mit mir das Gespräch zu suchen, obwohl ich explizit darum gebeten hatte, wurde mein Hilferuf durch „gutgemeintes“ Handeln (ja, so haben sie es gerechtfertigt) in eine traumatisierende Erfahrung umgewälzt. Noch heute bin ich wütend darüber, dass heterosexuelle Lehrpersonen sich mit Queerness auseinandersetzen können, wenn sie möchten und nicht, weil sie es strukturell im Rahmen von Weiterbildungen müssen. In meinem Fall blieb es von Seiten der involvierten Personen bei einer feigen Gleichgültigkeit, denn die Reaktion auf meine Nachricht, in der ich die herausfordernden diskriminierenden Konsequenzen ihres Zwangsoutings schilderte, blieb auch aus. Schweigen. Furchtbar lautes Schweigen (schon zum zweiten Mal).

Für gehörte Sichtbarkeit

Als stellvertretende Lehrperson konnte ich die Schule verlassen. Doch was ist mit all den queeren Jugendlichen, die in den stummen statistischen Tabellen existieren? Sollte sich eine Schulleitung nicht für die Lernatmosphäre ihrer Schule interessieren und sich für jene einsetzen, die keine Stimme haben? Noch heute frage ich mich, ob ich mich von Anfang an hätte outen sollen – wäre die Erfahrung weniger ausgeartet, hätte ich von der ersten Lektion an aktiv den regenbogenfarbenen Glitzer verteilt? Ich weiss es nicht. Schlussendlich bin ich jedoch der Meinung, dass auch ein Nicht-Outen in Ordnung ist. Es ist meine Entscheidung, wem und wann ich von meiner Queerness erzähle, und diese Entscheidung sollte keiner Person abgenommen werden. Doch solange schwarz-weiss gefleckte Denkmuster als die Wahrheit

betrachtet werden, besteht das Machtgefälle zwischen der Norm und den Anderen. Solange Schulleitungen und andere Fachpersonen nicht auf Queerness und Diversität geschult werden, wird die strukturelle Diskriminierung aufrechterhalten. Solange Schulen nicht Zeit und Energie in eine empathische und diversitätssensible Lernumgebung investieren, kommt es zu psychischen Belastungen und Erkrankungen. Ja, das bedeutet für Schulen einen ressourcenreichen Aufwand – Zeit, Geduld, Rückschläge, hitzige Auseinandersetzungen und finanzielle Kosten – alles, womit queere Menschen kämpfen müssen (im Alltag, in der Schule, in der Arbeit). Wann, frage ich mich, löst sich dieses Ungleichgewicht endlich auf?



Laura Reding
Geschlechterforscher*In

Coming-out in Filmen und Serien

■ Text von
Chiara Beier

Wenn sich eine Person der **LGBTIQ+** Gemeinschaft entscheidet sich jemandem gegenüber zu öffnen, kann das eine bedeutungsvolle Situation im Leben sein. Auch in Filmen und Serien sind Coming-outs bedeutungsvoll und häufig emotional.

Doch warum sind sie so wichtig?

Zum einen kann positive Repräsentation in den Medien zu mehr Akzeptanz in der Gesellschaft führen, denn Menschen außerhalb der **LGBTIQ+** Gemeinschaft kommen durch die Medien mit queeren Charakteren in Kontakt und setzen sich mit queeren Themen auseinander. Gerade in fiktionalen Geschichten versetzen sich Zuschauer*innen in die Charaktere hinein und entwickeln Empathie.

Zum anderen profitieren queere Menschen auch direkt von positiver Repräsentation, denn es zeigt, dass queere Menschen sich nicht verstecken müssen, dass sie nicht allein in ihrer Situation sind. Es kreiert außerdem Perspektive, denn wenn Zuschauer*innen Coming-outs in den Medien sehen, kann es sie ermutigen sich ebenfalls jemandem anzuvertrauen.

In der Vergangenheit war die Darstellung von queeren Menschen in den Medien, wenn vorhanden, häufig stereotypisch und negativ. Oft wurden sie aber einfach übergangen und kamen nicht vor oder wurden nicht explizit erkenntlich gemacht. Daraus entwickelten sich Begriffe wie Queer-baiting, einer Marketingtechnik, bei der zum Beispiel gleichgeschlechtliche Romanzen angedeutet, aber nie wirklich dargestellt werden. Somit sollen queere Menschen als Zielgruppe angelockt werden, während ein konservatives oder homophobes Publikum nicht verloren geht. Eine Serie, die in der Vergangenheit wegen Queer-baiting kritisiert wurde ist zum Beispiel „Sherlock“. Die Beziehung zwischen den beiden Hauptcharakteren Sherlock Holmes und John Wat-

son wird von vielen Fans aufgrund von Andeutungen innerhalb der Serie als romantisch aufgefasst. Dies wurde von den Filmemacher*innen allerdings nie bestätigt.

In den letzten Jahrzehnten gab es jedoch eine Bewegung in Richtung positiver und vor allem authentischer Repräsentation von queeren Charakteren und Lebenssituationen. Während vor erst zehn bis zwanzig Jahren wenige schwule oder lesbische Charaktere auftraten und bisexuelle oder trans Personen fast gar nicht dargestellt wurden, gibt es heute **LGBTIQ+** Repräsentation in vielen verschiedene Genres.

In Serien wie „Brooklyn 99“, „Heartstopper“, „Umbrella Academy“ oder „Stranger things“ zeigt sich, dass queere Charaktere und Storylines nicht auf bestimmte Genres oder Ziel- beziehungsweise Altersgruppen beschränkt sein müssen.

Doch in welchen Situationen kommen Coming-outs vor und welche Rollen spielen sie in Serien und Filmen? Dieser Artikel gibt ein paar Beispiele und ihre Bedeutung. Es sind Spoiler enthalten, als Warnung.

Stranger Things – Freundschaft

Die erste Coming-out Szene stammt aus der Science-fiction-serie *Stranger things*, die in den 80ern spielt. In der Szene outet sich Robin ihrem besten Freund Steve gegenüber. Die beiden sitzen in einer Toilettenkabine, nach einer Konfrontation mit russischen Spionen und Steve gesteht Robin seine Gefühle ihr gegenüber. Unerwarteterweise erwidert sie seine Gefühle jedoch nicht und erzählt ihm über ihren Crush auf eine Mitschülerin. Da queere Menschen in den 80ern noch weniger akzeptiert wurden als heutzutage stellt das Gespräch zwischen den beiden einen großen Vertrauensbeweis dar. Obwohl ein Coming-out, gerade zu der damaligen Zeit, mit Risiken der Diskriminierung oder Ausgrenzung verbunden ist, zeigt dieses Beispiel den positiven Effekt sich seinen Freund*innen zu öffnen, denn Steve akzeptiert sie so wie sie ist. Auch in der folgenden Staffel sind die beiden noch befreundet und Robin braucht sich ihm gegenüber nicht mehr zu verstellen.

Heartstopper – erstes Coming-out

Leider läuft ein Coming-out nicht immer so gut. Obwohl sich das Weltbild seit den 80ern positiv weiterentwickelt hat, gibt es auch heutzutage noch Ausgrenzung und Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität.

Darauf geht unter anderem die Serie „Heartstopper“ ein. In der Netflix-serie, welche auf einer Comicreihe von Alice Oseman basiert, geht es um Nick und Charlie, die zusammen zur Highschool gehen und sich in der ersten Staffel verlieben. Thematisiert

werden aber auch die Schwierigkeiten vom Coming-out. Charlie, als Hauptfigur, wurde vor Beginn der Geschichte unfreiwillig bei seinen Mitschüler*innen als schwul geoutet und hatte daraufhin mit Ausgrenzung und Mobbing zu kämpfen. Die Auswirkungen dessen machen sich bei ihm später sogar in einer Essstörung deutlich. Unterstützung findet er bei seinen Freund*innen, in seiner Beziehung, in seiner Familie und in der Schule.

Auch Nick ist mit seinem Coming-out etwas überfordert. Als er Charlie kennenlernt, stellt er fest, dass er bi ist. Doch als Rugby-spieler passt er nicht in den Stereotyp und befürchtet, dass seine Freund*innen nicht so akzeptierend sein werden wie Charlies.

Gerade jüngere queere Personen können sich mit diesen Charakteren identifizieren, sollten sie zum Beispiel ähnliche Probleme in der Schule haben. Doch auch ältere Personen können sich an ihre eigene Schulzeit erinnern oder sich zu ihren ersten Coming-out-Erfahrungen zurückversetzen.

All of us strangers – Familie

Gerade wenn es um Eltern geht, können Coming-outs unangenehme Gespräche sein. Ein kurioses Beispiel dafür zeigt der Film „All of us strangers“, der dieses Jahr mit Andrew Scott und Paul Mescal in den Hauptrollen erschien. Er handelt von einem etwas einsamen Autoren, Adam, und seinem Nachbarn Harry. Im Laufe des Filmes kehrt Adam zu seinem Kindheitshaus zurück und trifft dort seine verstorbenen Eltern wieder, die er mit elf Jahren in einem Autounfall verloren hatte. Sie sind seit den 80ern nicht gealtert und scheinen auch nichts von der Welt seitdem mitbekommen zu haben. So kommt es zu einem Gespräch zwischen dem um die 40 Jahre alten Adam und seiner Mutter, in dem er ihr erzählt, dass er schwul ist. Obwohl sie unbestreitlich fürsorglich und liebend ist, reagiert sie doch erst betroffen. Ihre Sorgen, dass er beispielsweise keine Arbeit finden würde, zeigen, wie sich das Weltbild seit den 80ern weiterentwickelt hat. Außerdem wird klar, wie emotional das Thema ist, denn selbst Adam, der komfortabel in seiner Identität wirkt, scheint unwohl und nervös, was zeigt wie wichtig es ist von der eigenen Familie akzeptiert zu werden.

Umbrella Academy – Transrepräsentation

Das letzte Beispiel stammt aus „Umbrella Academy“ und wurde besonders positiv von Fans aufgenommen. In der dritten Staffel der Superhelden-serie outet sich Viktor Hargreeves als trans Mann, nachdem dessen Schauspieler Elliot Page Ende 2020 ebenfalls sein Coming-out als trans Mann bekannt gegeben hatte. In der zweiten Folge tritt Viktor mit Kurzhaarfrisur auf und erklärt seiner Familie, dass er Viktor sei und dieser auch schon immer gewesen ist. Für keinen seiner Familienmitglieder ist das ein Problem

und er wird im weiteren Verlauf der Staffel von ihnen unterstützt. In einem Interview berichtet Elliot Page, dass der Showrunner von Umbrella Academy, Steven Blackman, sehr unterstützend war. Um das Coming-out authentisch darzustellen und in die Handlung der Serie zu integrieren, hatte außerdem Autor, Journalist und ebenfalls trans* Mann Thomas Page McBee beim Skript geholfen. Zusammen erarbeiteten sie Viktors Charakterentwicklung, die sehr gut in den Kontext der Serie und Viktors Charakter der letzten Staffeln passt.

Elliot Pages eigenes Coming-out war nicht ganz so simpel, wie in seiner Autobiografie „Pageboy“ deutlich wird. Obwohl er sich schon als Kind bewusst war ein Junge zu sein, wurde er durch seine Tätigkeit als Schauspieler und der miteinhergehenden Berühmtheit eingeschränkt, sich so zu präsentieren wie er wollte. Sein Auftritt in Umbrella Academy gibt jedoch Hoffnung auf noch mehr Akzeptanz gegenüber trans* Personen in der Zukunft der Filmindustrie.

Diese Beispiele stellen nur einen kleinen Teil der Filme und Serien dar, die Coming-outs thematisieren, die helfen, dass sich queere Menschen gesehen fühlen und zeigen, wie vielfältig die individuellen Erfahrungen sind.



Chiara Beier

studiert Psychologie

Vom queeren Aufwachsen am Land

■ Text von
Marlene

Ich bin in einem kleinen Dorf in Niederösterreich aufgewachsen. Heute bin ich 26 Jahre alt und identifiziere mich als bisexuelle Frau. Als Kind kannte ich keine einzige queere Person. So etwas gab es damals einfach nicht, schon gar nicht offen gelebt. Trotzdem haben mich queere Charaktere schon immer fasziniert. Ich erinnere mich noch genau, als ich mit zehn Jahren eine Folge Reality-TV geschaut habe, wo es um eine Jugendliche ging, die sich in ihre beste Freundin verliebt hat. Ich konnte damals nicht benennen warum, aber diese Folge hat mich so fasziniert, dass ich sie eine Woche lang täglich im Internet nachgeschaut habe. Ich weiß bis heute genau, wie die Charaktere aussahen.

Das war bei weitem nicht der einzige Hinweis für meine Queerness. Queere Charaktere waren in Filmen, Serien oder Bücher automatisch meine Lieblingscharaktere. Das Wort „schwul“ als Schimpfwort empfand ich als persönliche Beleidigung. Als das Lied „I kissed a Girl“ von Katy Perry veröffentlicht wurde, konnte ich es nicht hören, ohne rot zu werden. Und trotzdem wäre ich nie auf die Idee gekommen, dass ich eventuell nicht heterosexuell sein könnte. Denn queere Personen im echten Leben gab es ja gar nicht.

Als ich 13 Jahre alt war, wurde im Aufklärungsunterricht mit der Biologie-Lehrerin unter anderem Homosexualität besprochen. Dies geschah großteils auf eine im Nachhinein betrachtet sehr progressive Art und Weise. Ein Satz ist bei mir jedoch hängen geblieben: „Homosexualität ist ganz natürlich, aber Bisexualität ... das ist ein Blödsinn, das ist eine Phase.“ Kaum ein Jahr später verliebte ich mich das erste Mal in ein Mädchen. Neben der anfänglichen Verwirrung hatte ich vor allem den Satz meiner Biologie-Lehrerin im Kopf ... Wenn Bisexualität nicht existiert, konnte ich also nur lesbisch sein, war damals meine logische Schlussfolgerung. Spätestens als ich mich aber einige Zeit später in einen Jungen verliebte, wurde aber klar, dass auch das Label lesbisch nicht zu mir passte.

Aber Bisexualität existierte doch nicht! So wechselte ich jahrelang je nach Schwärmerei zwischen den Labels hetero und lesbisch hin und her, und doch fühlte sich nichts davon richtig an.

Über diese verwirrenden Gefühle zu sprechen, gestaltete sich als schwierig, da mein gesamter Freundeskreis in meiner Klasse war und diesen Aufklärungsunterricht ebenso miterlebt hatte. Als ich einmal vorsichtig versuchte, mit meiner besten Freundin über das Thema zu sprechen, sagte sie mir klipp und klar, dass das nicht sein könne, denn Bisexualität existiert doch nicht. Auch kannte ich damals keine Menschen, denen es ähnlich ging wie mir, die ebenso mit ihrer Sexualität kämpften. Ich habe es schlussendlich doch geschafft, mich zu outen und meine Freundinnen davon zu überzeugen, dass sich die Biologie-Lehrerin geirrt hatte. Aber dieser wahrscheinlich recht unüberlegte Satz meiner Lehrerin hat mich jahrelang mühsame Neubewertung gekostet.

Mein Outing als bisexuell hatte ich also in meinem Heimatdorf, als queer sehe ich mich allerdings erst seit meinem Umzug nach Wien. Denn am Land habe ich mich zwar in Personen unterschiedlichen Geschlechts verliebt, jedoch lange im Geheimen und dies war auch mit einem Gefühl der Scham besetzt. Erst in Wien habe ich eine Community und somit auch Rollenvorbilder gefunden, durch die ich langsam lernte, stolz auf meine Sexualität zu sein und diese als schönen Teil meiner Persönlichkeit vollständig zu akzeptieren. In Wien durfte ich ganz viele andere bisexuelle Menschen treffen, die teils ähnliche Erfahrungen wie ich machen mussten und mit denen ich mich austauschen konnte. In Wien verstand ich erstmals die politische Komponente meiner Queerness und informierte mich über queere Geschichte.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich diesen Prozess am Land nicht bzw. nicht so schnell geschafft hätte. Am Land ist es ohne queere Zentren kaum möglich, andere queere Leute zu treffen, sich auszutauschen und ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu erleben. Auch Online-Dating ist aufgrund der sehr geringen Anzahl an queeren Frauen in den verschiedenen Apps schwierig, da ist der Stash sehr schnell leer gewippt.

Ohne Möglichkeit, andere queere Menschen kennenzulernen, habe ich mich am Land sehr alleine gefühlt. Dabei war ich das überhaupt nicht. Ich finde nach und nach heraus, dass es auch damals sehr wohl queere Menschen am Land gab. Diese waren nur genauso wie ich ungeoutet. Da war das Mädchen in der Klasse über mir, ich sehe sie heute manchmal bei queeren Veranstaltungen. Da war der Junge in meiner Parallelklasse, der sich nach seiner Schulzeit als schwul outete. Da war ein Mädchen eine Klasse unter mir, das sich heute stolz als bisexuell identifiziert. Sogar eine enge Freundin aus der Schulzeit outete sich vor einiger Zeit als bisexuell. Leider hat sich niemand von uns getraut, sich bereits in der

Schulzeit zu outen. Ich habe mit niemandem über deren Gründe dafür gesprochen, aber ich vermute, dass die Angst vor Ausgrenzung und das Gefühl, alleine zu sein, auch bei ihnen mitgespielt haben.

Dabei wären diese Gefühle im Nachhinein betrachtet unnötig gewesen. Wir waren nie allein und wir wären wahrscheinlich auch nicht ausgegrenzt worden. Hätte sich nur eine*r von uns getraut, sich schon während der Schulzeit zu outen, hätten auch wir anderen vielleicht den Mut gefunden, früher zu uns zu stehen. Eine einzige geoutete Person hätte eventuell für alle anderen queeren Personen als Rollen-vorbild dienen können und hätte den Unterschied zwischen Scham und Akzeptanz gemacht. Aber es braucht natürlich eine große Portion Mut, diese erste Person zu sein, die man im Teenager-Alter vielleicht noch nicht hat.

Es braucht am Land nach wie vor dringend positive Möglichkeiten, andere queere Menschen kennenzulernen und sich auszutauschen. Wahrscheinlich ist die Situation in den letzten 15 Jahren etwas entspannter geworden, aber ich habe für diesen Artikel im Internet

recherchiert und es gibt nach wie vor keine queeren Zentren in der Nähe meines Heimatdorfes. Die nächste Möglichkeit, eine queere Veranstaltung zu besuchen, ist von meinem Heimatdorf eine Autostunde entfernt. So wird es queeren Menschen am Land auch heutzutage noch schwer gemacht, einander kennenzulernen. Dabei braucht es gerade diese Vernetzung so dringend, um ein Gemeinschaftsgefühl und in weiterer Folge Akzeptanz für die eigene Sexualität entwickeln zu können.



Marlene

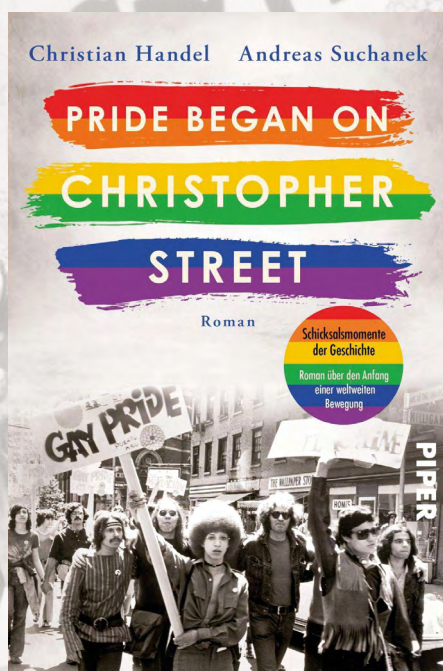
LÖWENHERZ

die Buchhandlung für Schwule und Lesben

Buchhandlung Löwenherz

Mo bis Fr 10-19 Uhr, Sa 10-18 Uhr
Tel (01) 317 29 82

www.loewenherz.at



Der Regenbogen hat einen Anfang

Christian Handel und Andreas Suchanek erzählen von einer außergewöhnlichen Liebe und einem großen historischen Moment:
Der Roman zum Pride Month.

Christian Handel, Andreas Suchanek:
Pride began on Christopher Street
D 2024, 352 S., Broschur, € 17.50

Weitere Neuerscheinungen in der Buchhandlung und unserem Online-Shop

Die fünf W-Fragen

Ein Ratgeber zum Coming-out

■ Text von
Carina Kapeller

Es ist eine Sache, zu wissen, wer ich bin. Es ist eine andere, das auch zu kommunizieren. Was bzw. wieviel erzähle ich wem, wann und wie? Was, wenn ich mich gar nicht outen will? Berechtigte Fragen, die sich jede*r vor einem Coming-out stellen können sollte. Genau deshalb ist es so schwerwiegend, wenn man von einer anderen Person geoutet wird – es ist ein Kontrollverlust. Kontrolle über das Was, Wieviel, Wem, Wann und Wie. Habe ich allerdings die Möglichkeit selbst zu entscheiden, kann ich mir meine eigenen Gedanken und Wünsche überlegen, wie mein Coming-out bestenfalls ablaufen sollte.

Folgender Ratgeber basiert gänzlich auf eigenen Erfahrungen und kann von Person zu Person abweichen.

WAS

Zuallererst kann ich für mich selbst entscheiden, ob ich mich überhaupt in meinem sozialen Umfeld outen möchte bzw. ob ich (momentan) in der Lage bin, so einen wichtigen Teil von mir selbst zu kommunizieren. Selbst wenn ich mir sicher bin, keine negativen Konsequenzen befürchten zu müssen, kann es trotzdem ein wahnsinnig schwieriges Vorhaben sein und viel Überwindung kosten. Sollte ich mir unsicher sein, ob Personen positiv reagieren würden, sollte ich abschätzen, wie wichtig es mir ist, dass diese bestimmte Person davon Bescheid weiß und ob es die Energie und den Stress wert wären. Vor allem bei Minderjährigen bzw. Personen, die noch bei Eltern/Erziehungsberechtigten wohnen, ist Achtsamkeit geboten. Sind diese Bezugspersonen schon im Vorhinein queerfeindlich, wäre es besser, so lange auf ein Outing zu verzichten, bis ein eigenes Zuhause besteht. Der Bedarf nach einem Coming-out kann sehr groß sein, aber die eigene Sicherheit und Unterkunft muss immer an erster Stelle stehen.

WIEVIEL

Habe ich mich dazu entschieden, mich aktiv zu outen, kann ich überlegen, was ich denn genau kommunizieren möchte. Habe ich ein bestimmtes Label, oder reicht es, wenn die Person den Überbegriff (wie z.B. „homosexuell“) weiß? Wenn ich mehrere Labels bzw. mehrere queere Identitäten habe, möchte ich alle oder nur bestimmte kommunizieren? Manchmal ist es besser, nur so viel wie nötig von sich preiszugeben, bzw. einfacher, einen Überbegriff zu nennen, anstatt die gegebenenfalls nicht allgemein bekannte Identität (wie z.B. Pansexualität) zu erklären. Außerdem kann ich mir überlegen, ob ich im Zusammenhang mit der Kommunikation meines Labels auch bestimmte Erwartungen vermitteln möchte (z.B. das Verwenden von korrekten Pronomen/Namen). Darüber hinaus ist die Offenbarung einer queeren Partnerschaft ein anderes Gebiet als die Kommunikation eines Labels. Ein Label kann möglicherweise noch eher akzeptiert werden als die Realität einer tatsächlichen queeren Beziehung, daher ist Achtsamkeit geboten, nicht nur für das eigene Wohl, sondern auch das der Partner*in(nen).

WEM

Nachdem ich mich dazu entschieden habe, dass ich etwas kommunizieren möchte, sollte ich mir Gedanken machen, wer denn überhaupt Bescheid wissen soll. Habe ich Freund*innen, denen ich meine Identität anvertrauen kann? Kann ich mich darauf verlassen, dass meine Eltern mich akzeptieren, ohne Konsequenzen zu befürchten (vor allem als Minderjährige*r)? Kann ich in der Arbeit von meiner Partnerschaft erzählen und weiterhin eine gute Beziehung zu meinen Kolleg*innen führen? Gerade am Arbeitsplatz ist viel Umsicht geboten. Natürlich wäre es ideal, nicht nur im privaten Milieu authentisch sein zu können, allerdings ist es deutlich schwieriger, queerfeindliche Situationen im Arbeitsalltag zu bewältigen, da man sich aus diesem Umfeld nicht einfach entfernen kann.

Eine niederschwellige Möglichkeit herauszufinden, ob eine Person queerfreundlich ist bzw. positiv auf ein Coming-out reagieren würde, ist es, ein queeres Thema (ganz nebensächlich) in eine Konversation einzubauen. Beispiele dafür wären ‚ein Bekannter von mir hat jetzt seinen Freund geheiratet‘ oder ‚bald ist wieder die Regenbogenparade am Ring‘. Wie eine Person auf solche Themen reagiert, sagt viel darüber aus, wie diese Person mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das eigene Coming-out reagieren würde.

WANN

Den ‚richtigen Zeitpunkt‘ für ein Coming-out gibt es meistens nicht. Es gibt kein richtiges Alter und vor allem kein ‚zu spät‘. Jede*r hat eine eigene Geschwindigkeit, zu sich selbst zu finden, manche früher, manche später, aber ein fortgeschrittenes Alter sollte nicht davon

abhalten, sich im sozialen Umfeld offenbaren zu können. Es muss auch nicht abgewartet werden, ob das aktuelle Label das ‚richtige‘ ist. Labels können sich, genau wie andere Facetten eines Menschen auch, jederzeit und wiederholt verändern. Es ist somit absolut kein Fehler, sich mit einem Label zu outen und kurze oder lange Zeit später ein oder mehrere andere Labels zu verwenden. Sobald das Bedürfnis nach Kommunikation der eigenen Identität entsteht, wird sich ein geeigneter Moment finden, egal ob dieser Moment Tage, Monate oder Jahre in der Zukunft liegt.

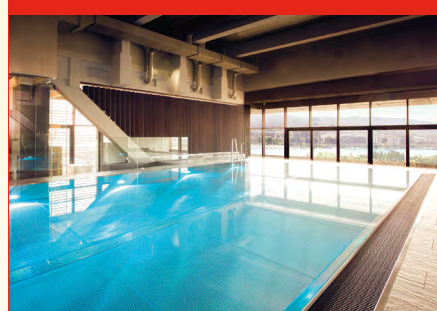
WIE

Schlussendlich kann ich überlegen, auf welche Art ich mich oute, wie zum Beispiel verbal oder nonverbal. Ein nonverbales Outing könnte etwa sein, dass ich einen Regenbogen-Pin an meiner Kleidung trage, oder auf meinen sozialen Medien bestimmte Inhalte teile. Ein nonverbales Outing hat den Vorteil, eigene Identitäten bzw. einen engen Bezug zu LGBTIQ-Themen nicht aktiv kommunizieren zu müssen, allerdings zieht dies möglicherweise invasive Nachfragen mit sich. Ein verbales Outing geht aktiv von der betroffenen Person aus, und kann schriftlich über Handynachricht/ Mail erfolgen oder durch ein Telefonat bzw. persönlich. Die persönliche Variante des Coming-out ist wahrscheinlich die stressigste, kann aber auch die am schnellsten zufriedenstellende Variante sein, wenn ich direkt positives Feedback erhalte.

Alles in allem ist das Coming-out wahrscheinlich eines der schwierigsten und komplexesten Themen im Zusammenhang mit queerer Identität, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Muss ich zwingend meinen Mitmenschen Bescheid geben? Absolut nicht. Sollte ich allen Bescheid geben können, wenn ich das möchte, ohne Konsequenzen zu fürchten? Definitiv schon.



Carina Kapeller
arbeitet im Gesundheitswesen



John Harris
— fitness —



Inviting-in

■ Text von Christian Höller

Als queerer Psychotherapeut arbeite ich auch mit geflüchteten LGBTIQ*-Menschen. Für manche von ihnen ist ein Coming-out nicht vorstellbar. Einige von ihnen haben Angst, von der eigenen Herkunftsfamilie verstoßen zu werden. Daher stellt sich die Frage, ob es neben dem Coming-out-Modell noch andere Varianten des Sich-Zeigens gibt. In Begegnungen mit BPoC (Black and People of Color) habe ich das Modell Inviting-in kennengelernt. Es wurde von Darnell L. Moore und Sekneh Hammoud-Beckett entwickelt. Moore ist ein queerer US-Schriftsteller und Aktivist, der sich viel mit Antirassismus, Feminismus und Queer of Color beschäftigt hat. Hammoud-Beckett ist Psychologin und Therapeutin. Sie wurde in Australien geboren und hat libanesische und muslimische Vorfahren. Der Ansatz ist kontrovers, es gibt auch viele queere Menschen, die Inviting-in ablehnen und darin einen Rückschritt sehen. Ich möchte in diesem Artikel Inviting-in vorstellen, wie es von Moore und Hammoud-Beckett beschrieben wurde, ohne es als besser oder schlechter zu bewerten.

Kein Zwang und kein Druck

Inviting-in versteht sich als Gegenmodell zum Coming-out. Beim Inviting-in entscheiden queere Menschen, ob und mit welchen Personen sie über ihre Sexualität und ihre geschlechtliche Identität sprechen wollen. Der wesentliche Unterschied zum Coming-out besteht in der Grundeinstellung und in der Beziehungsebene. Beim Inviting-in besteht kein Zwang und kein Druck, sich vor anderen zu outen. Sondern hier sprechen queere Menschen eine bewusste und selektive Einladung an bestimmte Personen aus und erzählen über ihr Queer-Sein. Anders als beim Coming-out kommt es hier zu einer Verschiebung der Machtverhältnisse. Beim Coming-out stellen sich queere Menschen dem Urteil anderer. Die anderen Personen können positiv, neutral, mit Schweigen oder mit Hass auf ein Outing reagieren. Beim Inviting-in behalten queere Menschen ihre Macht. Sie haben die Wahl und Entscheidungsfrei-

heit. Sie klären für sich vorher ab, ob und mit wem sie ihre Geschlechtsidentität oder ihr sexuelles Begehren teilen möchten. Sie müssen sich nicht verteidigen, warum sie sich gegenüber diesen, aber nicht vor anderen Menschen geoutet haben. Inviting-in kann auch bedeuten, auszuwählen, in welcher Stadt eine Person an einer Pride Parade teilnehmen möchte.

Keine mitleidigen Blicke

Dieses Modell steht teilweise im Kontrast zu Coming-out-Empfehlungen in vielen westlichen Ratgebern für Queers und von westlichen Psycholog*innen. In Ratgebern wird oft zwischen dem inneren und äußeren Coming-out unterschieden. Ein inneres Coming-out ist, wenn Queers die eigene sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität annehmen. Anschließend erfolgt das äußere Coming-out. Hier wird empfohlen, sich schrittweise möglichst allen Menschen (beginnend mit dem nahen Umfeld wie etwa den Eltern, Lehrpersonen oder Freund*innen) zu outen. Im Internet und in Ratgebern sind zum Coming-out alle möglichen Ratschläge zu lesen. Queere Menschen sollen sich auf keinen Fall verstecken. Ein möglichst umfassendes Coming-out gilt als Befreiungsschlag. Es wird als mutig und unbedingt notwendig angesehen. Je emanzipierter und geouteter queere Menschen sind, desto besser ist es, heißt es. Haben sich etwa Queers of Color nicht vollständig geoutet, ernten sie oft mitleidige Blicke von anderen Queers nach dem Motto „ach du Arme(r)“ - „du scheinst dich noch nicht ganz von den kulturellen oder religiösen Zwängen deiner Herkunftsfamilie gelöst zu haben“.

Unterschiedliche Zugänge

Queers mit Migrationshintergrund sagen, dass Alternativen zum Coming-out-Konzept hilfreich sind, damit nicht immer nur eine dominante weiße Perspektive gesehen wird. Denn manche weiße queere Personen sprechen aus einer privilegierten Position: Sie haben einen guten Job, sind finanziell abgesichert, sprechen hervorragend Deutsch, haben liberale Eltern. Sie leben in einer schönen Wohnung in einer guten Gegend. In einer solchen privilegierten Position fällt ein Coming-out leichter. So gibt es beispielsweise queere Menschen, die nach Österreich geflohen sind und sich hier geoutet haben. Ihren Eltern oder Geschwistern, die im Herkunftsland geblieben sind, erzählen sie aber eine andere Geschichte. Wenn sie ihre Eltern besuchen, löschen sie auf ihrem Handy bestimmte Fotos und Dating-Apps, weil in ihren Herkunftsländern Homosexualität strafrechtlich verfolgt wird.

Das Konzept Inviting-in kann nach Ansicht der Befürworter*innen auch in anderen Bereichen angewendet werden und passt zum Thema Intersektionalität. Dabei geht es um verschiedene Formen von Diskriminierung, denen Personen gleichzeitig ausgesetzt sind – wie Queerfeindlichkeit, Transfeindlichkeit, Rassismus, Sexismus, Behindertenfeindlichkeit/Ableismus, Alters-

diskriminierung, Klassismus, Diskriminierung von Menschen mit Krankheiten etc. So gibt es beispielsweise Personen mit psychischen Erkrankungen, die sich entschieden haben, ihre Erkrankung gegenüber Arbeitskolleg*innen zu verschweigen, weil sie wissen, dass sie es dann noch schwerer haben. Auch Arbeitslosigkeit und Armut wird aus Scham und aus Angst vor Diskriminierung nicht selten verschwiegen.

Kritiker*innen sehen einen Rückschritt

Kritiker*innen von Inviting-in sagen, dass dieses Modell ein Rückschritt ist. Ihrer Ansicht nach ist es wichtig, dass viele queere Menschen in der Öffentlichkeit sichtbar sind. Denn je sichtbarer queere Menschen sind, umso mehr werden sie auch von der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert. Inviting-in entspricht nach Ansicht von Kritiker*innen nicht dem „Pride“-Modell, wonach sich outen stolz mache. Inviting-in könne zu komplizierten Situationen und im schlimmsten Fall zu gespaltenen Persönlichkeiten führen. Bei Inviting-in bestehe die Gefahr, zu geschickten Lügner*innen zu werden. Denn Inviting-in bedeute, dass queere Menschen ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität selektiv geheim halten und sich nur manchmal ein wenig öffnen. Inviting-in kann nach Ansicht von Kritiker*innen nur eine positive Option sein, wenn sie als stufenweises Coming-out angesehen wird. Wenn Jugendliche beispielsweise von ihren Eltern oder Bezugspersonen gefragt werden, ob sie queer seien, ist es nach Ansicht von Coming-out-Befürworter*innen sinnvoll, ehrlich zu sein. Denn Unehrllichkeit kann zu immer größeren Problemen führen, weil damit falsche Erwartungshaltungen geschürt werden. Andererseits ist Inviting-in eine Einladung für die LGBTIQ*-Community für Toleranz gegenüber Personen, die sich noch nicht ganz geoutet haben.

Auch wenn sich das Konzept Inviting-in als Gegenmodell zum Coming-out versteht, schlage ich vor, dass wir uns nicht auseinanderdividieren lassen, sondern dass wir aufeinander zugehen und Empathie für unterschiedliche Wege und Zugänge entwickeln. Für manche Menschen passt ein Coming-out, andere bevorzugen ein Inviting-in. Beides kann in Ordnung sein. Schließlich zeichnet sich die queere Community dadurch aus, dass wir die Unterschiede zwischen Menschen wertschätzen.



Christian Höller

Der Autor ist
Psychotherapeut
und hat eine
Praxis in Wien

Alles begann in Helgas Küche

■ Interview von Christoph Aigner und Peter Funk

Robert ist einer der Aktivist*innen, die 1983 die HOSI-Jugendgruppe gegründet haben. Wir sprachen mit ihm über Veränderungen inner- und außerhalb der Community und seinen Blick auf die queere Jugend von heute.

CA: Wann hast du denn deine ersten Schritte in der Community gemacht?

Es ist ein bisschen schwierig, man hat schon mal gehört, dass es da ein Lokal gibt, wo vielleicht Schwule sich treffen und so weiter. Aber ich würde sagen, den ersten wirklichen Schritt habe ich '81 gemacht, das war der Schritt in die HOSI.

CA: Du hast ja zwei Jahre später, 1983, die HOSI Jugendgruppe mitgegründet. Wie kam es dazu?

Wenn ich mich richtig erinnere, ist es so gewesen, dass die Idee schon ein bissl latent vorhanden war. Wirklich für die Idee eingesetzt haben wir uns eigentlich über die Initiative von der Helga Pankratz. Wir waren zu viert, Helga mit ihrer damaligen Freundin Doris, und die Doris hatte einen Bruder, den Hans, und das war mein Freund.

Dass wir das wirklich machen, haben wir bei der Helga in der Küche beschlossen. Ich habe mich

da noch nicht so richtig drum gekümmert. Ich fand die Idee gut, aber die Frauen haben das schon gut gecheckt. Die waren auch älter, muss man dazu sagen. Ich war 19 und mein Freund war 17 und wir waren noch sehr verliebt. Gleich beim ersten Treffen waren relativ viele Leute dabei, die würde ich fast alle mitzählen als Gründungsmitglieder, auch wenn sie nicht dabei waren in Helgas Küche. Aber es gab so eine Aufbruchstimmung und ich war ganz erstaunt, dass da schon 6-7 Leute beim ersten Treffen dabei waren. Wir waren natürlich auch politisch aktiv, haben Flugblätter fabriziert und verteilt, Interviews z.B. in der Kronen Zeitung gegeben und uns aktiv in der HOSI und den Lambda Nachrichten eingebracht, haben die „Warme Woche“ mitgestaltet und Transparente für Demos gebastelt.

CA: Wie haben die Gruppenabende damals ausgesehen?

Die HOSI war da noch in der Novaragasse, da gab es einen großen Tisch und da saßen alle rum und waren ganz aufgeregt. Wir waren uns einig, dass wir das Bedürfnis hatten, uns unabhängig von der damaligen Szene einen Ort zu schaffen, in dem sich nur junge Leute treffen, das hat viele angezogen. Es war auf gemeinsamen Spaß ausgelegt, aber wir haben uns auch gegenseitig zugehört und Probleme besprochen. Wir waren dann schnell für unsere Feste bekannt, die waren immer bummvoll. Wir haben Ausflüge organisiert, viel getanzt, Spiele gespielt, gemeinsam gekocht und jedes Mal geschaut, dass wir den Jugendlichen, also uns selber, was bieten.

CA: Hattet ihr da eine bestimmte Zielgruppe oder eine Altersbeschränkung?

Das Wichtigste, was auch das Besondere war, war, dass Schwule und Lesben gemeinsam was wollten. Das war schon besonders an der HOSI, dass sich überhaupt kurz vorher die Lesbengruppe

gegründet hat. Die Jugendlichen wollten unbedingt was Gemeinsames.

Wir hatten aber durchaus schon Personen, die trans waren, die sich im Laufe der Zeit entwickelt haben; zum Beispiel eine Transfrau, die damals erst mal ihr Coming-out als schwul hatte und dann sich weiterentwickelt hat. Das Thema war schon Teil der Jugendgruppe, aber die Zielgruppe waren vor allem junge Schwule und Lesben.

CA: Du warst beim 40-Jahre Jugendgruppe Jubiläum dabei. Was sind Unterschiede, die du beobachtet hast zwischen der Jugend heute und damals?

Der größte Unterschied ist sicherlich die Masse. Das hat mich einfach umgehaut, das fand ich total toll. Ich hatte auch davor einmal die Möglichkeit, kurz in die Jugendgruppe zu schnuppern, das war unglaublich. Also das fand ich so toll, dass es sich so entwickelt hat. Der Altersdurchschnitt bei der Jugendgruppe war zwischen 20 und 25, manchmal auch jünger. So einen Anlaufpunkt für ganz so viele Junge zu haben, also das hätte ich mir gewünscht.

Ein weiterer Unterschied ist die Sichtbarkeit. Wir haben zwar immer wieder versucht, rauszugehen und sichtbar zu werden. Aber wir haben unbedingt diesen Schutz auch gebraucht, nicht-sichtbar zu sein, wenn wir das wollten. Dass heute zum Beispiel ein Jubiläum in einem nicht einmal schwulen Lokal mit so vielen Leuten möglich ist, die bis auf die Straße tanzen und feiern, das ist sicherlich ein großer Unterschied.

Ein ganz großer Unterschied ist die Genderfrage. Die in klein schon vorhanden war, aber nicht so verhandelt wurde wie heute. Das ist für mich auch ein Thema, ich hätte es damals auch toll gefunden. Also dass es heute den Begriff „Queer“ gibt, das war für mich eine extreme Befreiung. Weil ich das Gefühl hatte, endlich gibt es mehr als nur Schub-

laden. Der Begriff Queer passt für alle, die Farbschattierungen haben, die nicht nur unbedingt schwarz, weiß, blau oder gelb sind, sondern sich einfach regenbogenmäßig definieren.

In der Szene hast du, grob gesagt, entweder zu den Lederschwestern gehört und bist halt in Stiefeln in irgendwelche Lederlokale, oder du hast zu den Tunten gehört. Und die Unterschiede waren schon extrem. Das vermischt sich heute eigentlich relativ gut und mich hat auch verwundert, wie viel Geschlechterspiel, also das Ausprobieren von Geschlechterrollen möglich ist. Und dass es eine Gruppe gibt, die das akzeptiert und das schätzt. Das ist toll und neu.

CA: Die gesamte gesellschaftliche Situation von LGBTIQ Personen hat sich ja stark verbessert. Wie haben sich diese Verbesserungen auf dich ausgewirkt?

Dadurch, dass ich früh für die damalige Zeiten, mit grad mal 18, mein Coming-out hatte und damals beschlossen habe, klar Schiff zu machen und es fast jedem erzählt habe, hatte ich diese Problematik nicht mehr so.

Aber viele Menschen haben ewig lang mit ihrem Coming-out gewartet damals und es war üblich, dass die Coming-out-Phase so mit Mitte 20 stattge-

funden hat. In der Schule wurde das maximal negativ konnotiert besprochen. Heute ist es möglich, Unterstützung zu finden: im Umfeld, vielleicht unterstützende Lehrer*innen. Früher war es nicht möglich, sich in Jugendzentren zu outen, heute würde man sich genießen, wenn man nicht bei Coming-out Problemen helfen oder zumindest hierher leiten kann. Als ich damals zuständig war, habe ich mit vielen Leuten Briefkontakt gehabt, es gab noch kein Handy, das Kommunikationsmittel waren Briefe.

PF: Facebook oder Insta von früher quasi.

Brieffreundschaften wurden gepflegt und es gab dieses rosa Telefon in der HOSI. Da haben vor allem Jugendliche angerufen. Wir haben versucht den Kontakt zu halten, telefonieren war schwierig, die mussten ja von zu Hause oder einer Telefonzelle anrufen. Der Rest ist brieflich gelaufen. Ich weiß aus dieser Zeit, wie das Thema Selbstmord, vor allem in den Bundesländern, bei Jugendlichen, die ihr Coming-out nicht haben konnten, ein Thema war.

PF: Ist es dir leicht gefallen, zurückzukommen?

Ich hab schon mitgekriegt, dass es die Jugendgruppe noch gibt und ich war sehr stolz darauf. Zum Beispiel als der Sohn einer Bekannten mit 17 sein Coming-out hatte und ich hörte, dass der sich total wohlfühlt in der Jugendgruppe. Die HOSI ist da aktuell schon ein besonderer Ort. Ich bin hier letztens zufällig mit einem fremden jungen Mann ins Gespräch gekommen, oder die Barkraft bezieht einen ins Gespräch mit ein. Oder das super diverse Regenbogenfest der HOSI ist sehr offen. In anderen Lokalen der Szene ist das, glaube ich, nicht so, da bleibt man eher allein.

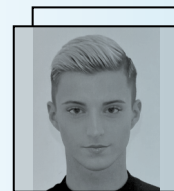
CA: Blickst du mit Zuversicht in die Zukunft?

Es scheint schwer, heutzutage mit Zuversicht in die Zukunft zu schauen. Weil ich denk, wow, scheiß mich an, ja, was da so alles auf uns zukommen wird.

Aber, ich bin ein optimistischer Mensch und denke, solange es engagierte, gescheite Menschen gibt, wird sich was in die richtige Richtung entwickeln. Manches ist halt einfach zaach. Wenn ich mir heute überleg, ich hätte mir vor 40 Jahren Sachen gewünscht, die sich heute einfach etabliert haben.

Zum Beispiel hab ich in meinen jungen Jahren viel geschrieben. Und ich habe damals so eine utopische Kurzgeschichte geschrieben von einem schwulen Pärchen, das ein Kind großgezogen hat. Regenbogenfamilien waren so utopisch, die waren nicht einmal Thema, oder maximal ein Randthema für wenige Leute. Heute ist es etwas, was nicht mehr Utopie, sondern gelebte Normalität ist.

Ich schau sehr optimistisch in die Zukunft, weil ich weiß, auch wenn man sich gewisse Sachen nicht vorstellen kann, Utopien sind gut und lassen sich durchaus verwirklichen.



Christoph Aigner
Arbeitsgruppe
Internationales
HOSI Wien



Peter Funk
Arbeitsgruppe
Internationales
HOSI Wien

There's a new me coming out

Außenwahrnehmung und ständige Outings

■ Text von
Simon Pfeifer

Ich war in lesbisch-, hetero- und schwul-gelesenen Beziehungen, bin einmal que(e)r über das Genderspektrum gewandert und habe mich schon mit fünf der sechs Buchstaben im Akronym „LGBTIQ+“ identifiziert. In jeder meiner Beziehungen und an verschiedenen Punkten meiner Transition wurde ich anders wahrgenommen und Menschen sind mir dementsprechend auch anders begegnet. Das brachte sowohl kleine, unwesentliche als auch große, materielle Unterschiede, sowie mehr oder weniger physische Sicherheit mit sich. Über all diese Veränderungen hinweg gab es aber immer eine Konstante: das ständige Outing.

Mit 17 outete ich mich zum ersten Mal. Zuerst als pansexuell, was zu der Zeit niemand in meinem Umfeld verstand und worüber sich deshalb auch manche meiner Mitschüler*innen lustig machten, und dann als bisexuell – teilweise der Einfachheit halber, um mich nicht jedes Mal erneut erklären zu müssen, und teilweise, weil ich persönlich nicht so viel Wert auf die genauen Unterschiede legte. Kurz darauf kam ich mit meiner ersten Freundin zusammen und hatte meine erste lesbische Beziehung. Wir hielten oft in der Öffentlichkeit Händchen und küssten uns zur Begrüßung, auch wenn uns deshalb schiefe Blicke zugewor-

fen und unpassende Kommentare nachgerufen wurden. Rückblickend denke ich, dass wir uns damals der potenziellen Gefahren noch nicht so bewusst waren, oder dass wir – traurigerweise – trotz unseres jungen Alters schon sehr abgehärtet waren. Die Belästigungen, die wir als Paar erfuhren, waren nämlich denen, die wir alleine als weiblich-gelesene Personen erfuhren, sehr ähnlich: sexualisierende Kommentare, Catcalling, nachts von Männern verfolgt werden, ... ganz nach dem Motto: „Auch schon egal, ob zur Sexualisierung noch zusätzlich Fetischisierung dazukommt, weil wir lesbisch sind“.

Im Laufe der Beziehung fing ich an, mich immer öfter auch nicht als lesbisch, sondern als gay zu bezeichnen. Vier Jahre später verstand ich auch warum: das Label lesbisch war für mich zu dem Zeitpunkt intrinsisch ans Frau-Sein gebunden, womit ich mich nie wirklich identifizieren konnte. Also gestand ich mir ein, dass ich eigentlich keine Frau bin und outete mich ein zweites Mal: diesmal als trans*. Im Unterschied zu meinem ersten Coming-out, bei dem meine Beziehung mehr oder weniger auf meine Sexualität schließen ließ, war das Outing als trans* um einiges mehr Arbeit. Vor meiner medizinischen Transition und auch noch einige Monate nach deren Beginn wurde ich von der Außenwelt – verständlicherweise – noch immer als weiblich gelesen. Dabei stellte ich mir oft

die Frage: Ist es mir gerade den Aufwand eines Outings wert? Besonders mit dem Wissen, dass ich als transmaskuline Person, die eine Hormontherapie macht, mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit das Glück haben werde, in naher Zukunft kommentarlos richtig gegendert zu werden. Und so sollte es auch kommen: Mittlerweile ist mein Outing als trans* für Menschen, die ich neu kennenlerne, verwirrender, als wenn ich nichts sage, weil ich so gut „passe“, dass sie annehmen, ich würde eine Transition in die andere Richtung machen wollen.

Mit jedem Tag, den ich öfter richtig gegendert wurde, spürten meine zweite Freundin, mit der ich um die Zeit meiner Transition zusammenkam, und ich vermehrt die Privilegien, die mit einer (vermeintlichen) hetero Beziehung einhergehen: keine unerwünschten Flirtversuche, niemand fragte uns nach einem Dreier, folgte uns nachts nach Hause oder spuckte uns an, weil wir uns in der Öffentlichkeit küssten. Auch außerhalb der Beziehung merkte ich schnell, wie viel einfacher es ist, durch die Welt zu gehen, wenn man als Mann wahrgenommen wird. Plötzlich wurde ich in Gesprächen seltener unterbrochen, in Gruppendiskussionen wurde mehr Wert auf meine Meinung gelegt, ich bekam weniger Kritik und mehr Lob für Dinge, die eigentlich selbstverständlich sein sollten – die Liste meiner neuen Privilegien ist lang!

Je länger und konsequenter ich richtig gegendert wurde, umso wohler fühlte ich mich auch mit dem Gedanken, meine „feminineren“ Seiten mehr auszuleben – etwas, das ich früher nur als einschränkend empfunden hatte – und umso wohler fühlte ich mich auch mit dem Label „lesbisch“. Ich hatte mich immer schon sehr in romantisierten Darstellungen von lesbischer Liebe wiedergefunden und der Gedanke, plötzlich ein „langweiliger hetero Mann“ zu sein, war eine meiner größten Sorgen in Bezug auf meine Transition. Zum Glück war diese

Sorge völlig unbegründet, da ich mich weder langweilig noch hetero (noch teilweise völlig wie ein Mann) fühlte. Meine Beziehung sah zwar nach außen hin hetero aus, war aber in sich doch sehr sapphisch queer und so konnte ich das Label „lesbisch“ besser von Gender-Erwartungen trennen und für mich reclaimen.

Doch kaum wurde meine Kleidung etwas körperbetonter und bunter, fingen auch schon die homofeindlichen Kommentare an. Zeitgleich verliebte ich mich auch neu – diesmal in eine männlich gelesene Person – und musste wieder umlernen, wie ich mich im öffentlichen Raum meinem Partner gegenüber verhalte. Im Gegensatz zu meiner lesbischen Beziehung war meine Homosexualität nun nämlich nicht mehr etwas, das cis hetero Männer begehrt und fetischisierten, sondern etwas, das sie offensichtlich abstoßend und vielleicht sogar bedrohlich fanden und gegen das sie sich – zumindest mit verbalen Angriffen – wehrten. Kommentare, Blicke und Sexualisierungen war ich wie gesagt schon seit meiner Jugend gewohnt, aber die akute Angst vor physischer Gewalt war größtenteils neu für mich.

Zu Beginn unserer Beziehung passierte mir auch oft, dass ich vergaß, wie wir als Paar von anderen Menschen wahrgenommen werden. Ich griff, ohne groß darüber nachzudenken, nach der Hand meines Partners und kaum sahen wir in der Ferne jemanden auf uns zukommen, ließen wir sofort wieder los. Manchmal musste mir mein Partner auch dezidiert sagen: „Hier nicht, ich möchte nicht verprügelt werden“. Solche Situationen unterstreichen, dass sich meine Erfahrung von „growing up gay“ deutlich von der queerer AMAB (Assigned Male At Birth)-Personen unterscheidet. Ich denke an meine Schulzeit zurück, spezifisch an zwei Jungs aus meiner Parallelklasse, die jahrelang von Mitschülern gemobbt, „Schw*chtel“ genannt und in Mistkübel gesteckt wurden, während in meinem Fall nur spekuliert

wurde, ob ich mit meiner besten Freundin zusammen bin, und getuschelt, was wir nicht für ein süßes Paar abgeben würden.

Auch wenn alle drei Beziehungen – egal ob lesbisch-, hetero- oder schwul-gelesen – sehr unterschiedlich waren und sind, war mein Grundgefühl immer gleich: ich bin verliebt, will Zeit mit dieser Person verbringen, ihr zur Begrüßung einen Kuss geben und vielleicht ab und zu Hand in Hand durch die Stadt spazieren. Sowohl mein Geschlecht als auch das meiner Partner*innen war für mich dabei immer nebensächlich. Wieso ist es das also nicht auch für andere Menschen? So sehr ich die Privilegien einer (vermeintlichen) hetero Beziehung genossen habe, so sehr liebe ich es auch, queere Beziehungen zu führen und so sehr stört es mich, wie sehr diese Privilegien von der Wahrnehmung anderer Menschen abhängen.

„Hetero“ heißt „ungleich“ bzw. „verschieden“: Ich bin ein trans* Mann, mein Partner ist nicht-binär – wir haben nicht das gleiche Geschlecht – theoretisch (oder zumindest semantisch) sind wir also hetero, praktisch aber schwul. Das ist kein Plädoyer dafür, uns jetzt gegen jede Intuition „straight“ zu nennen (ich glaube das fänden weder mein Partner noch ich gut) aber die Diskrepanz in der Wahrnehmung unserer Beziehung begleitet mich täglich und beeinflusst mein Leben mehr, als mir lieb ist.



Simon Pfeifer

Journalist

Queerfeindlichkeit in der Familie

Müssen wir uns vor konservativen Verwandten outen?

■ Text von
Michael Stromenger

Auch viele Jahre nach meinem Coming-out und meiner Entwicklung hin zu einem queeren Aktivist*in fällt es mir immer noch schwer, mich vor homophoben Familienmitgliedern zu outen. Anhand eigener Erfahrungen sowie Fallbeispielen von anderen Personen möchte ich in diesem Artikel verdeutlichen, dass es kein allgemeingültiges Richtig oder Falsch gibt, wenn es um das Thema Coming-out in konservativen Familien geht. Letztlich liegt es an der betroffenen Person, ihr Wohlbefinden und ihre Bedürfnisse vorrangig zu behandeln.

Zwischen Mut und Zurückhaltung: Ein Einblick in meine Biografie

Vor vielen Verwandten habe ich mich noch nicht geoutet. Am meisten belastet mich jedoch, dass ich mich gegenüber meiner slowakischen Großmutter nicht öffnen kann, obwohl wir regelmäßig Kontakt haben. Als ich dies einem Freund erzählte, meinte er: „Du nimmst aber deiner Oma auch die Chance, sich selbst weiterzuentwickeln.“ Doch dann stellte ich mir die Frage: Sollte ich mich wirklich diesem emotionalen Stress aussetzen? Bin ich tatsächlich dazu berufen, an der persönlichen Entwicklung homophober Menschen mitzuwirken?

Meine Oma wuchs in einem kleinen Dorf auf und daher verstehe ich durchaus, warum sie so „traditionsbewusst“ denkt. Doch trotz dieses Verständnisses fällt es mir schwer, ihre konservativen Einstellungen zu akzeptieren. Besonders betroffen fühle ich mich dann, wenn wir uns über Politik unterhalten und meine Großmutter die Meinung von gewissen queerphoben Politiker*innen teilt. Diese Politiker*innen treten offen gegen Menschen wie mich auf und diffamieren LGBTIQ*-Personen als moralisch verwerflich und Propagandisten. In solchen Gesprächen fange ich aufgrund eigener Betroffenheit nicht selten einen

Streit an, aber ich oute mich dabei nicht als betroffener schwuler Mann. Wie fühle ich mich dabei? Am besten lässt es sich wohl als Gefangensein zwischen Feigheit und Mut beschreiben. Denn es widerspricht völlig meinen Prinzipien, meine wahre Identität verbergen zu müssen, und es belastet mich, wenn ich nicht zu mir selbst stehen kann. Es ist zudem für mich von großer Bedeutung, politisch aktiv zu sein und meine queere Identität offen leben zu können. Selbst in konservativen Gegenden wie den abgelegenen Regionen der Slowakei möchte ich offen über queere Themen sprechen können, ohne mich verstecken zu müssen. Für mich persönlich ist das sogar ein Akt eines alltäglichen queeren Aktivismus. Doch leider gelingt es mir nicht, diese Einstellung bei meinen eigenen Verwandten umzusetzen.

Nichtsdestotrotz stehe ich auch unter Abwägung der genannten Gründe dazu, mich vor meiner Oma nicht outen zu wollen. Es wäre zwar ein mutiger Schritt, und möglicherweise würde meine Großmutter über ihre eigene Queerphobie nachdenken, jedoch überwiegt meine Angst vor ihren Reaktionen. Deshalb habe ich beschlossen, mein eigenes Wohlbefinden zu priorisieren und stehe daher bewusst zu meiner Entscheidung, mich nicht zu outen. Das ist jedoch nur mein persönlicher Zugang zu diesem Thema.

Weitere Fallbeispiele zu dem Umgang mit konservativen Familienmitgliedern

Coming-outs sind schließlich sehr persönliche und individuelle Entscheidungen. Es gibt keine einheitliche Herangehensweise, die für alle passt. Da ich ein Interesse daran hatte, verschiedene Erfahrungen von queeren Menschen zu erkunden und nicht nur meine eigenen Ansichten als Maßstab zu nehmen, habe ich über einen Social Media-Aufruf meine Bekannten gebeten, ihre Coming-out-Erfahrungen mit mir für diesen Artikel zu teilen. Vier Berichte werden nun unter Verwendung fiktiver Namen präsentiert.

Florian

„Ich habe mich bewusst nicht geoutet, weil ich weiß, dass das Verständnis nicht vorhanden ist und ich keine Diskussion deswegen anfangen möchte.“ – Florian über sein Non-Coming-out

Florian teilt meine Einstellung auf das vorliegende Thema. Er geht zwar im Leben sowie auf Social Media offen und selbstbewusst mit seiner sexuellen Orientierung um, aber gleichzeitig will er sich vor konservativ denkenden Verwandten nicht outen, da er weiß, dass dies nicht zielführend wäre.

Jan

„Für mich war es befreiend, mich vor meinem homophoben Vater zu outen.“ – Jan über sein Outing

Im Gegensatz zu mir und Florian entschied sich Jan zu einem bewussten Coming-out vor seinem Vater sowie weiteren Verwandten. Dieser Schritt sei ihm nicht leicht gefallen, doch es war für ihn erleichternd, sich nicht mehr verstecken zu müssen. Für ihn war das Coming-out, auch vor konservativen Verwandten, die richtige Entscheidung.

Paul

„If you want me in your life you have to want me for who I am“ – Paul über seine Einstellung zu konservativen Verwandten

Paul wurde die Entscheidung, sich zu outen, schon von anderen Familienmitgliedern weggenommen. Er wurden nämlich von seiner Tante bei seinem Opa fremdgeoutet. Paul hatte vor dessen Reaktion Angst, doch überraschenderweise zeigte sich sein Opa ihm gegenüber recht offen und tolerant. Pauls Geschichte veranschaulicht, dass selbst konservativ denkende Menschen auch andere Seiten zeigen könnten.

Laura

„Ich fühle mich so freier und verstecke mich sicher nicht mehr, auch wenn’s manchmal weh tut.“ – Laura über das Coming-out vor ihren Eltern

Laura stammt aus einer traditionell geprägten Bergregion Österreichs. Sie ist daher nicht vor allen Verwandten geoutet und ihre Tanten und Onkeln ignorieren bewusst die Tatsache, dass sie eine Partnerin hat. Selbst ihre Eltern würden zu ihrer Hochzeit nicht kommen. Vor ihnen hat sie sich zwar schon längst geoutet, jedoch hätte sie sich im Nachhinein vor dem Outing noch ein unterstützendes Umfeld aufgebaut und einen besseren Zeitpunkt abgewartet.

Outen oder nicht outen: Was nun?

Mit meinem Text will ich weder ein Coming-out vor konservativen Verwandten empfehlen noch davor ausdrücklich abraten. Obwohl mein Vergleich von mehreren Fallgeschichten meilenweit entfernt von einer quantitativ abgesicherten Aussage ist, glaube ich, dass die Botschaft klar ist: Es gibt kein klares Ja oder Nein auf die Frage, ob man sich vor konservativen Familienmitgliedern outen sollte. Dennoch möchte ich allen Menschen ans Herz legen, einen Weg zu finden, der es der betroffenen Person ermöglicht, sich am sichersten und wohlsten zu fühlen. Wie die dargestellten Fallgeschichten illustrieren, gibt es hierfür mehrere Varianten.

Es gibt auch keinen festgelegten „richtigen Zeitpunkt“ für ein Coming-out. Jeder Mensch hat ein eigenes Tempo, und es ist wichtig, sich selbst genug Zeit zu geben, um sich wohlfühlen und die Entscheidung zu treffen, die am besten zu einem passt. Jede Person sollte selbst entscheiden, ob, wann und wie sie sich outen möchte, und dabei ihre eigene Sicherheit, ihr Wohlbefinden sowie ihre Bedürfnisse im Auge behalten.



Michael Stromenger
Sozialarbeiter in Wien

Stealth

Wir wollen alle nur unsere Arbeit machen und Spaß haben

■ Text von
Mia Mara Willuhn

Es war einmal

Susi und Max waren junge Geschwister in einem kleinen Dorf mitten in Europa. Sie lebten glücklich mit ihren Eltern zusammen und besuchten den Kindergarten. Doch je älter sie wurden, desto mehr spürten sie, dass etwas nicht stimmte. Sie fühlten sich anders, konnten es sich aber nicht erklären. Nachdem Sie in einem Zimmer schliefen, tauschten sie sich abends immer wieder aus. Und irgendwann stellte sich heraus, Susi wollte Hosen tragen und Max Röcke. So beschlossen sie am nächsten Tag einfach, ihre Kleidung zu tauschen. Sie hatten aber nicht damit gerechnet, so viel Aufruhr zu erzeugen. Da sie von überall die Antwort bekamen, dass das so nicht ginge, gaben sie schließlich ihren Plan auf. Doch es hatte sich etwas verändert. Sie fühlten sich nach und nach immer fremder in ihrem kleinen Dorf, fast wie Außerirdische. Und je älter sie wurden, desto unheimlicher wurde ihnen. Die Angst vor dem Erwachsenwerden stieg. Sie beschlossen, mit dem Wachsen aufzuhören, was ihnen jedoch nicht gelang. Glücklicherweise hatte eine Fee ihre nächtlichen Gespräche belauscht und entschloss sich, den beiden zu helfen, da sie schon so viele Jahre litten. Eines nachts, nachdem Susi und Max nach einem langen traurigen Gespräch eingeschlafen waren, kam sie zu ihnen und machte einmal „Schnipp“, tauschte ihre Körper aus, lächelte, gab beiden einen Kuss auf die Stirn und entschwand heimlich wieder. Am nächsten Morgen wachten Max und Susi auf und wunderten sich zunächst, was denn da passiert war. Schnell stieg unbändige Freude in ihnen auf. Nachdem sie sich ausgetauscht hatten beschlossen sie, niemandem zu erzählen, was in dieser Nacht geschah. Es fiel niemandem wirklich auf, dass Max und Susi einfach ihre Namen getauscht hatten. Zu groß war die Freude

der Eltern und aller über die glücklichen Kinder, dass die kleinen Ungereimtheiten einfach unter den Tisch gefallen sind. So lebten Max und Susi glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

Welche*r Trans hat nicht einen ähnlichen Traum in der Kindheit und Jugend gehabt? Es wäre zu schön gewesen, hätte sich diese Angst vor dem Erwachsenwerden, vor den bevorstehenden Veränderungen doch einfach mit einem „Schnipp und morgen wache ich in meinem anderen Körper auf“ in Wohlgefallen aufgelöst.

On the way to stealth?

Alle Trans wünschen sich, einfach nur sie selbst sein zu können, oft einfach die Frauen oder Männer, die sie sind. Einfach in einer „Normalität“ unterzugehen und ein „ganz normales Leben“ zu leben, wobei heute eine homosexuelle Orientierung auch als ganz normal gilt. Einige versuchen durch Ortswechsel, Wechsel der Arbeit und des Freundeskreises ihre „alte“ Geschichte loszuwerden. Das gelingt mal mehr, mal weniger, und ist nicht nur von der individuellen Entscheidung abhängig. Da hinkt der Körper, seine Möglichkeiten und Unmöglichkeiten hinterher und auch die Angst ist ständig präsent, die Vergangenheit könnte eine*n dann doch einholen. Stealth ist für so manche eine gewählte Option, wenn das Passing stimmt, da diese doch sehr viel an Veränderungen an sich vorgenommen haben um im jeweiligen „Wunschgeschlecht“ einfach so unterzutauchen. Manche verplappern sich dann nach all diesen mächtigen Veränderungen in ausgelassener Stimmung (Ulrika Schöllner 2019) und stellen dann fest, dass sich an der bestehenden Akzeptanz nichts verändert hat. Auch wenn Ulrika es nicht vorhatte, stealth zu leben, so wollte sie doch kein „großes Ding“ aus ihrer Geschichte machen.

Nur zu verständlich, denn leider werden sehr viele offen lebende Trans immer auf ihr trans-Sein reduziert. „Ich bin das T in FLINTA. Aber oft werde ich auf diese Trans-

erfahrung reduziert.“ (Sir Mantis, Leipziger Rapper und Produzent in: Missy Kalender 2024 KW 15)

Da es in Österreich kein Offenbarungsverbot nach einer Personenstandsänderung gibt, ist der Weg in Stealth wahrscheinlich noch riskanter, da es dazu keinen gesetzlichen Schutz gibt. Auch wenn Gesetze nicht vor Missbrauch schützen, so wäre es zumindest ein Signal an die Öffentlichkeit und würde zumindest jenen einen gewissen Schutz bieten, die wirklich viel Geld in die Hand nehmen und ihr ganzes Leben auf links drehen mussten, um endlich in Ruhe „sein“ zu dürfen. Das Buch von Ulrika Schöllner gibt, auch wenn sie nicht vorhatte stealth zu leben und die Rahmenbedingungen sich langsam ändern, einen guten Überblick darüber, wie aufwendig es ist und wie viele Schritte und Kosten es bedeutet, als Transfrau einen Weg in stealth zu gehen.

Denn die Wirklichkeit sieht anders aus

Inzwischen hat sich ja glücklicherweise einiges verändert. Allerdings gilt in Österreich (wie unter der Hand auch noch in Deutschland) noch so etwas wie der „Alltagstest“ vor einer Personenstandsänderung. Auch wenn die früheren kruden Bestimmungen eines 2-jährigen „Alltagstests“ noch vor der Freigabe von Hormonen, der anschließenden Unfruchtbarmachung, und ganz zum Schluss der Personenstandsänderung inzwischen gefallen sind, gibt es immer noch die alte „therapeutische“ Richtlinie, dass die Klient*in sich äußerlich angepasst und eine gute Weile im „Wunschgeschlecht“ gelebt haben muss. Etwas, was bei der Personenstandsänderung erst mit dem Selbstbestimmungsrecht fallen könnte. Denn bei der medizinischen Diagnostik wird dieses Kriterium wohl weiter aufrecht bleiben. Ein Alltagstest schließt mehrere Outings mit ein: Jenes vor der Familie, dem Freundeskreis, der Arbeit/Schule/Lehre. Letzten Endes stehen einem Leben in Stealth zunächst eine ganze Reihe an sozialen Kontakten zu Therapeut*innen, Ärzt*innen und Behörden im Weg. Damit gehen zeitliche und auch erhebliche finanzielle Belastungen einher.

**VOLL ENJOYEN.
NICHTS BEREUEN.
MIT ZERO
SUGAR ADDED.**



Erhältlich bei:

BILLA PLUS BILLA SPAR BIPA

Noch schöner wäre es, wenn ein Verbot der Konversionstherapien endlich umgesetzt würde. Da müssten abseits des Alltagstests auch noch andere Kriterien abseits des „bei einer (Konversions-)Therapie absolut therapieresistent“ für eine klinische Diagnostik herangezogen werden.

Es ist daher umso verständlicher, wenn Trans dann einfach auf Grund des gesellschaftlichen Drucks und mangels Akzeptanz wieder „verschwinden“ und in ihrer „Privatheit“ und/oder in einem neuen Leben, heute würde man Blase dazu sagen, untertauchen. Einer Frage, der Person Perry Baumgartinger in „Where have all the trannies gone“ 2011, damals auch vor dem Hintergrund der Auslöschung von trans Beiträgen aus der LGBTIN Geschichte durch weiße Schwule und Lesben, nachging. (diskursiv.diebin.at)

Ewiges Outing

Apropos weiße Lesben und Schwule. In punkto Outing gibt es eine ganze Reihe von Unterschieden bei Trans. Abgesehen vom Prozess, den Trans bis zu ihrer rechtlichen Anerkennung durchlaufen, spielen die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des eigenen Körpers eine gewichtige Rolle. Manches

lässt sich operativ lösen, wobei manche Trans in die gleich „Schönheitsfalle“ wie andere fallen können. Dazu bräuchte es einen eigenen Artikel zum Thema „Body Shaming / Passing“. Einiges geht allerdings aus medizinischen (oft wegen fehlender ärztlicher Ressourcen), persönlichen und ganz oft aus finanziellen Gründen nicht. Denn viele, sogenannte „ästhetische Eingriffe“, aber auch grundlegende, werden von den Krankenkassen schlicht nicht bezahlt. Das sind alles strukturelle und keine individuellen Hindernisse. So bleibt nichts anderes über, als mit den Gegebenheiten des eigenen Körpers umzugehen. Das fängt ganz plump bei der Körpergröße an, geht über die Stimme und endet bei einer nicht so einfach zu kaschierenden Physiognomie, dem Körperbau. Damit kann es mehr oder weniger Probleme beim Passing geben. Manche Transmänner versuchen mit einigem Erfolg, über Krafttraining ihren Körperbau anzupassen. Bodybuilding ist allerdings nicht jedai Sache. So bleibt es oft dabei, dass Trans sich nach einer Transition und/oder Personenstandsänderung in jedem neuen sozialen Kontakt unfreiwillig neu outen (müssen). Das ist ein fundamentaler Unterschied zwischen Outing der Geschlechtsidentität und Outing der sexuellen Präferenz/Orientierung. Auch als Trans muss frau ihre Präferenz/Orientierung nicht outen.

Die Stimme ist für viele Transfrauen problematisch. Es ist einfach unglaublich, was bei Telefonaten so passiert. Nur ein Beispiel: einer Transfrau wurde bei der Namensänderung einer Kund*innenkarte schlicht gesagt, sie könne die Karte nicht einfach an die (vermeintlich angeheiratete) Frau übertragen. Telefonische Bankberatungen können auch abenteuerliche Ausmaße annehmen. Schlicht jeder soziale Kontakt.

Jeder neue soziale Kontakt ist mehr oder weniger ein Outing. Das hängt auch vom Gegenüber ab. Ganz selten gibt es auch eine überraschende positive Rückmeldung; geschieht auch am Telefon und soll nicht unterschlagen werden. Genauso wenig sollen aber auch Gewalterfahrungen unterschlagen werden, die vor allem bei Outings bei Intimkontakten immer wieder vorkommen.

Essentialisierung

In den meisten Fällen kommt es zu einer Ablehnung, im Extremfall zu ständigem Misgendern, in besseren Fällen zu einem Labeling. Wie oben bereits angesprochen (Sir Mantis) werden Trans oft auf ihre Transerfahrung reduziert. Damit wird ein bestimmtes Merkmal als Wesenhaft (So-Sein) in den Vordergrund gestellt und damit die Existenz (Da-Sein) in den Hintergrund gerückt. Eine Strategie, die vor allem von Rechten gerne verwendet wird, im Alltag jedoch oft anzutreffen und eine wirklich verbreitete Strategie des Ausschlusses ist. Damit kann auch die Auseinandersetzung mit der Person vermieden werden. Ich kann nur mal wieder Steffi Stankovic anlässlich 25 Jahre AGPRO zitieren: „Lebensumstände von Trans interessieren niemanden.“

Wir wollen alle nur unsere Arbeit machen und Spaß haben

Jetzt wird Trans ja oft vorgeworfen, ein Thema in den Vordergrund zu rücken, zu „hinterfragen“ und damit zu verunsichern: das des Geschlechts und was es in der Gesellschaft bedeutet. Daher ist Essentialisierung ja auch so eine beliebte Strategie, um der eigenen

40

zooplus

Weil Liebe Liebe ist

unterstützen wir im Pride-Monat
mit unserer Spendenaktion Hosi Wien.

SNACK
KAUFEN &
SPENDEN



www.zooplus.at
Ihr Online-Shop für Haustierbedarf

Auseinandersetzung aus dem Weg zu gehen. Letzten Endes geht es einfach um Ausschluss. Dabei werden alle anderen Eigenschaften von Trans durch die Reduktion auf Trans ausgeschlossen. Dabei wollen Trans auch nur ihre Arbeit machen und Spaß haben. Bestätigung brauchen wir alle, nicht nur Trans.

Doch wie könnte es besser gelingen in diesem Leben als Trans, nachdem es nicht gelingt, einfach „Schnipp“ zu machen und alles ist gut? Ein Ansatz wäre zu überlegen, wann ein Outing, eine Transition am günstigsten wäre.

Wann outen?

Unabhängig vom Alter kann das Outing nach einer anfänglichen Euphorie durch das befreite Gefühl sehr belastend sein. Dennoch kann die Frage gestellt werden, in welchem Alter ein Outing und eine anschließende Transition günstiger ist. Vieles hängt von strukturellen Faktoren ab, wie sozialer Status, Unterstützung des Sozialsystems (Familie, aber ganz wichtig sind auch Schule/Unternehmen) und gesundheitliche Versorgung (Erreichbarkeit und Verfügbarkeit von Trans-Ambulanzen).

Erfahrungen von inzwischen älteren Trans nach der Transition weisen jedoch darauf hin, dass ein früheres Outing/Transition günstiger ist. Zum einen stecken viele ältere Trans längst im Beruf und hier zeigt sich, dass eine Transition dazu führen kann, dass es bis zu zehn Jahre dauern kann, bis der sozioökonomische Status von vor der Transition wieder erreicht ist. Meist sind die „Karrieren“ gebrochen oder zumindest unterbrochen und von Orts- oder Arbeitgeberwechsel begleitet. Auch körperliche/medizinische

Faktoren erschweren eine späte Transition, da die voll „ausgewachsenen“ Körper (ab 29) andere Anforderungen haben.

Selbstverständlich ist ein Outing, eine Transition für alle eine Abwägungsfrage, gerade bei ganz Jungen. Durch die gesellschaftlichen Veränderungen, den immer besser werdenden medizinischen Leistungen, der zunehmenden Akzeptanz bei Jungen und dem oft anstehenden Wechsel des sozialen Umfeldes ist es leichter, die eigene „Veränderung“ mitzunehmen, da das neue soziale Umfeld eine*n ja nur so kennt. Je nach Zeitpunkt kann es medizinisch leichter sein, bei ganz frühen Transitionen ergeben sich jedoch auch große Herausforderungen, welche besonderer Klärungen bedürfen, je nach körperlicher Entwicklung. Da sich Veränderungen durch die Pubertät nur mit extremem finanziellen Aufwand korrigieren lassen, ist ein frühes Outing bzw. eine frühe Transition aus derzeitiger Perspektive die bessere Option.

Denn Trans leisteten schon immer wichtige Beiträge und wollen weiterhin einfach ihrer Arbeit nachgehen und Spaß haben.



Mia Mara Willuhn

Soziologin in Wien
und seit Beginn der
1990er Jahre Trans-
aktivistin.

BUCHBESPRECHUNGEN

Trans* und nicht-binäre Kinder und Jugendliche

In unserer Gesellschaft gibt es viel Unwissen, Ängste und Unsicherheiten über trans* und nicht-binäre Kinder und Jugendliche. Um das zu ändern, haben trans* Personen, Eltern und Psychotherapeut*innen dieses Buch geschrieben. Die Lektüre ist zu empfehlen. Das Buch sollte von vielen Eltern, Großeltern, Pädagog*innen, Lehrer*innen und weiteren Bezugspersonen gelesen werden. Die Autor*innen vertreten eine klare Haltung, die sich an den Menschenrechten orientiert. Dazu gehört das Recht auf eine selbstbestimmte geschlechtliche Identität. Auch die Rechte von minderjährigen Personen sind Teil der Menschenrechte. Dementsprechend plädieren die Autor*innen, trans* und nicht-binären Kindern und Jugendlichen mit Empathie, Verständnis und Interesse zu begegnen. Die Autor*innen betonen, dass es kein richtiges Trans*Sein gibt, sondern viele unterschiedliche Selbstbeschreibungen. Daher gehen die Kinder und Jugendliche auch verschiedene Wege der Selbstfindung. Das Buch bringt zunächst einen Einblick in die wissenschaftliche Debatte. Dann folgen praktische Hilfestellungen wie die Auswirkungen eines Trans*Coming-outs in der Familie. Wenn sich Heranwachsende outen, befinden sich nicht nur sie, sondern auch ihre Familien und Begleitpersonen in einem Transitionsprozess. Die Autor*innen formulieren in dem Buch Fragen, wie sich die Personen besser mit dem Thema und ihren Gefühlen zurechtfinden. Sie gehen auch auf den Umgang im Kindergarten, in der Schule und im Sportverein ein. Das Buch enthält zudem einen Überblick über medizinische Möglichkeiten. Das Tolle ist, dass es sich hier um keinen abstrakten Ratgeber handelt, sondern die Autor*innen viel von ihren Erfahrungen erzählen.

Mari Günther, Kirsten Teren, Sascha Bos, Willy-Gerd Müller-Rehberg, Katrin Reiner: Familien mit trans* und nicht-binären Kindern. Psycho- sozial-Verlag, Gießen 2023.



Weibliche Lust

Dieses Buch ist das Produkt eines spannenden Experiments: Auf Einladung des feministischen Literaturkollektivs „Liquid Center“ haben sich 18 Frauen und nicht-männlich gelesene Personen gemeinsam mit dem Thema Begehren, Sex und Alter auseinandergesetzt. Die nun veröffentlichten Texte beschäftigen sich mit allen Facetten weiblicher und queerer Sexualität. Es geht um Tabus, Fantasien, aber auch um Missbrauch und Traumata. Die Texte werden in dem Buch anonymisiert wiedergegeben. Das ermöglicht eine große Offenheit. Gleich zu Beginn wird deutlich, warum das Buch so wichtig ist: So schreibt eine Frau, dass ihre Mutter mit ihr nie über Sex, Menstruation oder ihr Geschlecht gesprochen habe. Auch in der Gesellschaft wird weibliche Lust oft tabuisiert. Das Thema ist für viele Menschen zu schambesetzt. Doch dafür gibt es überhaupt keinen Grund, wie dieses Buch zeigt. Es ist befreiend, wenn Frauen sich miteinander über ihre Lust austauschen und Wege zu einer erfüllten Sexualität finden. So schreibt eine Frau, dass Masturbation für sie lange Zeit ein Fremdwort gewesen sei, so repressiv sei ihre Erziehung gewesen. Das Entdecken der Masturbation im Alter von dreißig Jahren sei dann aber eine „Erleuchtung“ gewesen. Eine andere Frau meint, dass der erste Vibrator ein Fehlkauf gewesen sei. Er sei viel zu groß gewesen und habe sich angefühlt, als würde sie sich einen Verkehrspoller einführen: „Da lobe ich mir meinen guten alten Deoroller.“ Das Buch macht auch deutlich, wie patriarchal und sexistisch die Gesellschaft noch immer ist. So meint eine Autorin: „Seitdem ich denken kann, wird mein Körper bewertet. Ich habe diese Stimmen verinnerlicht, und ich werde sie nicht los, auch heute nicht.“

Liquid Center (Hg.): Wir kommen. DuMont Buchverlag, Köln 2024.

VON CHRISTIAN HÖLLER

Coming-out im Fußball

Auch im österreichischen Fußball sind queerfeindliche Töne keine Seltenheit wie die jüngsten Vorfälle bei Rapid zeigen. Dazu passt das Buch „Mutproben“ des früheren deutschen Profifußballers Thomas Hitzlsperger. Sein schwules Coming-out vor zehn Jahren sorgte weltweit für Schlagzeilen. Für ihn war ein öffentliches Outing lange Zeit das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte. Immer wieder heißt es, es hänge mit den unkalkulierbaren Reaktionen der Fans zusammen, dass sich niemand im Fußball oute. Doch laut Hitzlsperger entspricht das nur einem Teil der Wahrheit. Viel entscheidender sei die Situation in der Kabine. „Es ist nun mal sehr intim in so einer Kabine, man duscht zusammen, man ist sich körperlich nah“, schreibt der Autor. In seinem Buch macht er deutlich wie bein-

hart das Leben als Fußballprofi ist; denn er habe nie Schwäche zeigen dürfen. Ständig habe er Angst gehabt, nicht gut genug zu sein. „Vor Tausenden von Zuschauern zu versagen (wenn das Fernsehen dabei ist, vor Millionen) – das ist ein unübertroffen beschissenes Gefühl“, so Hitzlsperger. Als Hochleistungssportler sei er ständig mit anderen verglichen worden. Besonders schlimm seien die Fanforen im Internet mit niederträchtigen und hetzerischen Reaktionen gewesen. Hitzlsperger hat zwar Millionen verdient, doch Geld heile nicht, schreibt er. Besonders schlimm sei es für ihn gewesen, als der Körper nicht mehr funktioniert habe. So habe er unter unkontrollierten Schwitzanfällen gelitten. „Leistungssportler sind komplett abhängig vom Körper. Der Körper ist es, der sie berühmt und wohlhabend macht“, schreibt er. Hitzlsperger musste daher den Körper stählen und ihm alles abverlangen.

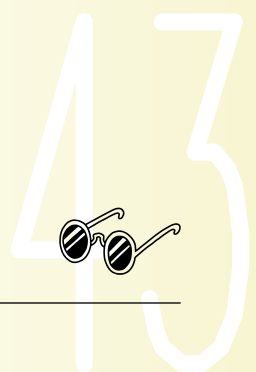
Thomas Hitzlsperger mit Holger Gertz: *Mutproben*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2024.

Queer und Migrationserfahrungen

Wie schwierig es queere Menschen aus Ex-Jugoslawien haben, zeigt dieser bezaubernde und streckenweise unkonventionelle Roman. Es geht um Krieg, Traumata, Flucht, schwierige Beziehungen, Identitätsfindung und queere Emanzipation. Geschrieben hat ihn Pajtim Statovci, ein finnisch-kosovarischer Schriftsteller. Er wurde 1990 im Kosovo geboren. Als er zwei Jahre alt war, zogen seine albanische Eltern mit ihm nach Finnland. Die Familie ist muslimisch, was im christlichen Finnland eine Herausforderung ist. Hinzu kommt, dass Statovci schwul ist. Die Diskriminierungserfahrungen haben ihn geprägt, wie seine Bücher zeigen. Der Autor gehört heute zu den Shootingstars der europäischen Literatur. Dieser Roman handelt von einer Familie, die nach dem Kriegsausbruch aus dem Kosovo nach Finnland geflohen ist. In dem Roman heißt der Sohn Bekim. Er ist queer und tut alles, um sich in Finnland zu integrieren. Trotzdem wird er auch als Erwachsener wie ein Außenseiter behandelt. Sein Vater sagt, dass sich Ausländer ein dickes Fell zulegen müssen. „Wir waren zu Leuten geworden, die sich mit solchen anfreundeten, die unterdrückt und nicht gemocht wurden“, heißt es in dem Roman. Das erste Gefühl, dass Bekim als Kind „eindrücklich wahrnahm, war die Scham“. Den ganzen Roman hindurch zieht sich das Gefühl der Einsamkeit. Manche Begebenheiten sind skurril: Bekim bekam von seiner Katze Handynachrichten. Er erzählte der Katze von seinen Wünschen und Ängsten. Die Katze jedoch versteht sich nicht mit der meterlangen Schlange, mit der Bekim lebt. Gerade die bizarren Schilderungen mit der Katze und der Schlange sind es, die dafür sorgen, dass die Leser*innen den Roman nicht so schnell vergessen werden.

Pajtim Statovci: *Meine Katze Jugoslawien*. Aus dem Finnischen von Stefan Moster.

Luchterhand Literaturverlag, München 2024.



Die Berlinale

Die federleicht durch die Filme schwebt

■ Text von
Anette Stührmann

Mehr als ein Vierteljahr ist seit der Berlinale ins Land gegangen, trotzdem strahlt ihr Programm noch auf andere Festivals aus, vor allem der queerfeministische Part. So ist das Internationale Frauenfilmfestival Dortmund/Köln (IFFF), das wie immer im April stattfand, auch dieses Mal ein Rückblick auf die Berlinale bzw. eine Aus- und Bewertung feministischer und feministisch-lesbischer Teilhabe im Film. Und nicht nur, dass Regisseurin Jennifer Reeder bei der Berlinale in der Internationalen Kurzfilmjury mitentschied, sie war auch – zusammen mit Schauspielerin Thelma Buabeng und Filmemacherin Cristina Andreu Cueavas – in der Jury des Internationalen Debüt-Spielfilm-Wettbewerbs des IFFF. Zudem zeigte sie bei der diesjährigen IFFF-Ausgabe in Köln ihren vierten Spielfilm „Perpetrator“; Wie gewohnt mit subversiven Horrorelementen aus verstörenden Teenager-Beziehungen, infantilen Erwachsenen und pseudokomödiantischen High-School-Szenen gespickt. Von der IFFF-Jury ausgezeichnet wurde der Debüt-Spielfilm „Ellbogen“, der im Februar auch Teil des Generation-Programms der Berlinale gewesen war und mit dem das IFFF am 16. April eröffnet wurde. Den mit 10.000 Euro dotierten Preis nahm die Berliner Regisseurin Asli Özarlan entgegen. Die Buchverfilmung (Roman von Fatma Aydemir, 2017 im Hanser Verlag erschienen) erzählt die Geschichte einer fast 18-jährigen in Berlin, die beim Feiern mit ihren Freundinnen Enttäuschungen hinter sich lassen will, jedoch durch einen tödlichen Zwischenfall in eine aussichtslose Situation gerät, die ihre gesamten Pläne auf eine bessere Zukunft in Frage stellt. In der Jurybegründung heißt es: Die Botschaft des Films „spiegelt die Situation der Frauen von heute wider und fordert uns auf, dafür zu sorgen, dass es den Frauen von morgen besser geht.“ Der Film soll im Herbst in die Kinos kommen.

Die berühmtesten queeren Auszeichnungen – zumindest im deutschsprachigen Raum – sind jedoch nach wie vor die Teddy Awards, die im Rahmen der Berlinale auch in diesem Jahr wieder vergeben wurden. Um es gleich vorwegzunehmen, „Sex“ von Dag Johan Haugerud aus Norwegen, Beitrag in der Programmschiene Panorama, um zwei Schornsteinfeger und ihre homoerotischen Träumereien – beide kehren übrigens zu ihren heterosexuellen Familienverbänden zurück – war zwar für den besten Spielfilm nominiert, ging jedoch bei den Teddys gänzlich leer aus. Andererseits erhielt er andere Berlinale-Preise, so den Panorama-Preis der ökumenischen Jury, einen der Cicae Art Cinema Awards und den Label Europa Cinemas.

Als bester Spielfilm kristallisierte sich bei den Teddys „All shall be well“ von Ray Yeung aus Hongkong/China heraus. Darin geht es um eine innige Liebesgeschichte zwischen zwei Frauen, von der die eine unerwartet stirbt und ihre Partnerin in unsicheren Mietwohnverhältnissen zurücklässt. Nach über dreißig Jahren gemeinsamen Lebens beginnt Angie notgedrungen ihren „späten Emanzipationsprozess“ – und kann sich schließlich durchsetzen. Der deutsche Beitrag „Teaches of Peaches“ von Philipp Fussenegger und Judy Landkammer, der im April auch beim IFFF in Köln gezeigt wurde, wurde mit dem Teddy für den besten Dokumentarfilm ausgezeichnet. Portraitiert wird die international gefeierte Künstlerin, die als Merrill Nisker in Kanada geboren wurde und mit ihren spektakulären Showprogrammen als Peaches zu Berühmtheit kam. Der Beitrag verbindet exklusives Archivmaterial mit atemberaubenden Touraufnahmen und hinterlässt den Eindruck energiegeladener kultureller Brillanz – so in etwa meine Übersetzung der Programmbeschreibung. Und wer Peaches einmal live auf der Bühne erlebt hat, kann dieser Zusammenfassung ihrer Performance nur zustimmen.

Zum besten Kurzfilm kürte die Teddy-Jury den niederländisch-polnischen 23-Minuten-Beitrag „Grandmamauntsistercat“ von Zuza Banasinska. Hervorgeholt und zusammengesetzt werden darin Bruchstücke von Filmmaterial aus dem kommunistischen Polen. Unterschiedliche Perspektiven einer matriarchalischen Familie werden erzählt. Es geht um Widerstand, Ideologie, den Alltag – und wie sich ein Kind darin zurechtfindet. Den Teddy-Jury Award erhielt Levan Akin für den Eröffnungsfilm des Panorama, nämlich „Crossing“ – eine schwedisch-dänisch-französisch-türkisch-georgische Coproduktion. Darin sucht eine Lehrerin ihre Nichte in Istanbul. Zusammen mit einer Anwältin für Trans-Rechte kommt sie ihrem Ziel näher und damit auch den Gründen für den Rückzug der vor langer Zeit Verschwundenen.

Den Special Teddy Award „für herausragende Leistungen und nachhaltige Verdienste um den queeren Film“ erhielt Lothar Lambert, 1944 in Thüringen

geboren und in Berlin aufgewachsen, für seine Arbeit als Regisseur von fast 40 Filme, die meist von Mitgliedern der Berliner LGBTIQ*-Szene handeln, die selbst ihre eigenen Geschichten erzählen. Viele seiner Filme liefen bei der Berlinale, zuletzt 2010 „Alle meine Stehaufmännchen: Von Frauen, die sich was trauen“, eine 82-Minuten-Doku, die Frauen aus Berlin portraitiert. Im Film dabei sind Irene Schweitzer, Inhaberin des Charlottenburger „Kaufhaus Schrill“ (heute: „Gallery Schrill“, Bleibtreustr. 48), Fotografin Erika Rabau (verstorben 2016) und Malerin Evelyn Sommerhoff (www.evelyn-sommerhoff.de).

Zu den verliehenen Bären des Wettbewerbs nur ganz kurz (weitere Infos unter berlinale.de): Der goldene Bär für den besten Film ging an die Doku „Dahomey“ von Mati Diop (Frankreich, Senegal, Benin): 26 Objekte sogenannter „Beutekunst“ aus der Kolonialzeit kehren von Paris nach Benin zurück. Der Film geht der Frage nach, ob es überhaupt möglich ist, den Raub kultureller Schätze wiedergutzumachen, und wie mit den Objekten umgegangen werden soll, die so lange fern ihrer Heimat waren, die beschädigt und entweiht wurden. Ein schöner und interessanter Beitrag, gerade wegen des umstrittenen Themas. Unbedingt erwähnen möchte ich auch den Silbernen Bär Großer Preis der Jury, der an

Hong Sangsoo für „Yeohaengjai pilyo“ („A traveler's needs“) aus Südkorea ging. Isabelle Huppert beeindruckt darin von der ersten Minute an. Sie sitzt in und spaziert durch idyllische Gärten, trinkt gern Makgeolli, ein alkoholisches koreanisches Getränk, und vermittelt koreanischen Frauen Französisch mittels einer eigens erfundenen Lehrmethodik. Sind die Schülerinnen auch irritiert, weil die Französin, wie sie selbst zugibt, keinerlei Erfahrung im Fremdsprachenunterricht hat, aber trotzdem viel Geld für die Unterrichtseinheiten verlangt, so gewöhnen sich doch alle zusehends aneinander. Ein harmonischer Film mit einer wunderbaren Huppert, die federgleich durchs Bild schwebt.



Anette Stührmann

Freie Journalistin
und Autorin



Perpetrator



feiern die Vielfalt im Sport

■ Text von
Julia Breitkopf

Vom 17. bis zum 20. Juli 2024 öffnet Wien seine Türen für ein sportliches Fest der Vielfalt und Inklusion. Als Gastgeberin der EuroGames Vienna 2024 wird die Stadt zur Bühne für die größte Multisportveranstaltung Europas für LGBTQ+-Personen und alle Sportbegeisterten. Ein breites Rahmenprogramm verspricht einen bunten, sportlichen Juli.

Das Motto #EmbraceDiversity steht im Mittelpunkt der EuroGames Vienna 2024, die erstmals in Wien stattfinden. Die Veranstaltung ist darauf ausgerichtet, Menschen aller Geschlechtsidentitäten und sexuellen Orientierungen einen sicheren Raum zu bieten, in dem sie gemeinsam sporteln und feiern können. Das sportliche Angebot ist vielfältig: Neben Klassikern wie Fußball, Volleyball oder Schwimmen versprechen auch weniger verbreitete Sportarten wie Bogenschießen, Darts, Martial Arts, Mini-golf oder Pickleball eine sportliche Herausforderung für Teilnehmer*innen aller Leistungsniveaus. Egal ob erfahrene Athlet*innen oder Neulinge – alle sind eingeladen mitzumachen.

Rahmenprogramm: Kultur, Sport und Community

Neben den sportlichen Bewerben erwartet die Besucher*innen ein umfangreiches Rahmenprogramm, das für alle Interessierten frei zugänglich ist. Dazu zählen Filmabende, bei denen queere (Sport)

filme wie „Breaking the Ice“, „Der Schwimmer“ oder der brandneue „What a Feeling“ gezeigt werden. Für diejenigen, die Wien entdecken möchten, bieten queere und lesbisch-feministische Stadtspaziergänge eine Möglichkeit, die Stadt aus einer neuen Perspektive kennenzulernen. Darüber hinaus stehen Schnuppertrainings in verschiedenen Sportarten wie Quadball, Bogenschießen und Golf auf dem Programm. Für die Abenteuerlustigen gibt es Orientierungsläufe am Karlsplatz und Queer Hikes in den idyllischen Weinbergen Wiens.

EuroGames Village: Das Herzstück der Veranstaltung

Das Village der EuroGames Vienna 2024 am Karlsplatz ist der zentrale Treffpunkt für Teilnehmer*innen und Besucher*innen. Hier präsentieren lokale Vereine aus der LGBTQ+-Community ihre Arbeit, während auf der Bühne ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm geboten wird. Neben musikalischen Highlights werden Vertreter*innen aus Politik und Sport erwartet, darunter der österreichische Vizekanzler und Sportminister Werner Kogler sowie der Wiener Bürgermeister Michael Ludwig. Auch für das leibliche Wohl wird vor Ort gesorgt sein.

Ein zentrales Anliegen: Diversität und Inklusion

Am Mittwoch, den 17. Juni, werden die EuroGames mit einer europäischen Konferenz unter dem Titel „Out in Sport: Wie Sport verbindet und nicht spaltet“ im Haus des Sports eröffnet. Von 10:00 bis 16:30 Uhr laden die EuroGames Vienna

2024 gemeinsam mit dem Sportministerium dazu ein, darüber zu diskutieren, wie männerdominierte Strukturen im Sport verändert werden können und müssen, um den Sport inklusiver zu gestalten. In Zusammenarbeit mit der European Gay and Lesbian Sport Federation (EGLSF), den NGOs fairplay und 100% Sport und der Wiener Antidiskriminierungsstelle steht die Konferenz im Zeichen positiver Beispiele aus dem Breitensport und der medialen Berichterstattung, sowohl aus Österreich als auch aus anderen Teilen Europas. Prominente Gäste wie die ehemalige Nationalteam-Kapitänin Viktoria Schnaderbeck werden genauso erwartet wie Sportminister Werner Kogler und der Wiener Stadtrat Peter Hacker, um gemeinsam Wege zu finden, Diskriminierung im Sport zu bekämpfen.

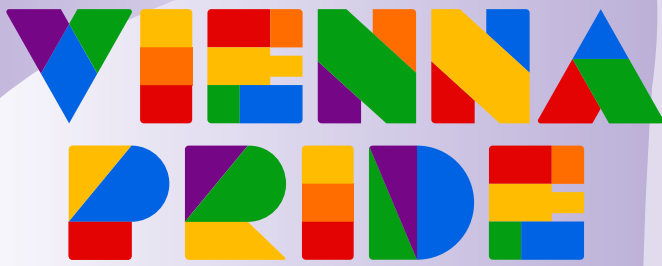
Mach mit und werde Volunteer!

Ohne die Unterstützung von freiwilligen Helfer*innen wäre ein Sportevent dieser Größenordnung nicht zu stemmen. Rund 500 Volunteers ab 16 Jahren werden benötigt, um die Veranstaltung reibungslos ablaufen zu lassen. Im Rahmen des „EuroGames Corporate Volunteering“ können sich Unternehmen gemeinsam mit ihren Mitarbeiter*innen engagieren. Freiwillige werden während ihrer Einsätze gepflegt und erhalten nach Abschluss ihrer Schichten besondere Goodies als Dankeschön. Alle Infos zur Anmeldung als Volunteer und Teilnahme an den Sportbewerben gibt es unter www.eurogames2024.at.



Julia Breitkopf

EuroGames Vienna 2024



Pride is a demonstration!

Die Vienna Pride 2024 findet vom 25. Mai bis 9. Juni statt – und ist damit bei Erscheinen der LAMBDA bereits seit mehr als einer Woche am Laufen. Der Höhepunkt ist natürlich die 28. Regenbogenparade am 8. Juni, zu der mehr als 300.000 Menschen erwartet werden. Dazu kommen noch viele weitere Veranstaltungen, unter anderen das Pride Village am Rathausplatz, der Pride Run Vienna, die Vienna Pride Konferenz, und viele mehr. Alle Infos zu den Veranstaltungen finden sich unter: viennapride.at/events/

Vienna Pride Konferenz

Die Vienna Pride Konferenz mit Vorträgen und Diskussionen zu LGBTIQ-Themen findet 2024 am 7. Juni im Wiener Rathaus statt.

Im Fokus dieser transdisziplinäre Konferenz, 2019 von Vienna Pride und der HOSI Wien ins Leben gerufen, stehen 2024 die Bereiche Menschenrechte, Gesundheit sowie Wirtschaft und Arbeitsmarkt. In den Vorträgen und Diskussionen zu „LGBTIQ & Menschenrechte“, „LGBTIQ & Gesundheit“ und „PRIDE Business“ teilen Aktivist*innen und Expert*innen ihre Erkenntnisse und Erfahrungen. Die Workshops bieten die Möglichkeit zur aktiven Teilnahme und zum Austausch mit anderen Teilnehmenden, während die LGBTIQ-Job-Infomesse Raum für das Knüpfen von Kontakten zu potenziellen Arbeitgeber*innen und das Entdecken neuer beruflicher Möglichkeiten schafft.

Pride Village 2024

Vom 6. bis 8. Juni erwacht der Rathausplatz zum queeren Leben und verwandelt sich in ein pulsierendes, buntes Dorf, das Stolz, Lebensfreude und Vielfalt zelebriert.

Im Pride Village wird es eine Vielzahl an Infoständen, Künstler*innen, Ausstellungen, Community-Aktivitäten, Vorträgen, und vieles mehr geben. Das Pride Village bietet erneut einen perfekten Mix aus Information, Aktivismus, Unterhaltung und gastronomischen Angeboten.

Das Pride Village am Rathausplatz ist aber auch ein wichtiges Symbol dafür, dass unser Platz im Herzen der Stadt ist, wo wir gemeinsam ein Zeichen für Gleichberechtigung und Akzeptanz setzen.



28. Regenbogenparade 8. Juni 2024



Die größte jährlich stattfindende Demonstration Österreichs

Die Regenbogenparade ist ein unübersehbares Zeichen für eine Gesellschaft gegründet auf Wertschätzung, Anerkennung und gleichen Rechten – unabhängig von sexueller Orientierung, Geschlechtsidentität oder Geschlechtsmerkmalen.

Die Parade beginnt um 12 Uhr am Rathausplatz

Sie umrundet die gesamte Ringstraße entgegen der Fahrtrichtung. Die Route führt über Parlament, Heldenplatz, Wiener Staatsoper und so weiter, bis zurück zum Rathausplatz. Ab 18:00 Uhr findet im Pride Village am Rathausplatz die Pride Celebration mit Ansprachen von Aktivist*innen und Politiker*innen statt.